Sibyllen und sibyllinische Bücher.

Von Pfarrer Haible.

Unter dem Ausdruck: sibyllinische Bücher versteht man (zunächst) eine Sammlung von vor- und außerchristlichen Orakeln und Weissagungen. Der Name Σίβυλλα, der meistens in der Einzahl gebraucht wird, weil in der ältesten Zeit fast ausschließlich von einer Sibylle die Rede ist, könnte auf die äolische Form Σιὸς βόλλα oder βόλη = Διὸς βουλή im attischen Dialekt, zurückgehen und bedeutete dann: Gottesratschluß, wie die Formel Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή oft bei Homer sich findet; sodann personifiziert Prophetin. Diese Etymologie gibt Isidor von Sevilla († 636) in seinem so genannten Werke l. 8. c. 8. No. 1: Sibyllae generaliter dicuntur omnes feminae vates lingua graeca. Nam Σιὸς aeolico sermone Deus, βουλήν Graeci mentem nuncupant, quasi Dei mentem. Proinde igitur, qui divinam voluntatem hominibus interpretari solebant, Sibyllae nominatae sunt.

Eine andere Ableitung weist auf Siba, weise Frau hin, von der arischen Wurzel sibh. sabh, sap schmecken, weise sein = σοφὸς, sapiens. Hier erscheint das Wort Sibylle als Deminutivum oder Koseform, wie z. B. εἰδύλλιον — Idylle von εἶδος, ancilla von dem uns als Königsnamen bekannten Ancus = Knecht. Ob man nun die eine oder die andere Etymologie bevorzugen will, die Sache bleibt die gleiche; die Sibyllen sind weibliche Propheten, Verkünderinnen der Ratschlüsse der Götter über die Schicksale von Städten und Reichen. Solche prophetissae treffen wir auch im alten Testament. Als erste נְבִיאָה wird Moses' Schwester, Mirjam genannt, die sich der höchsten göttlichen Offenbarung rühmen kann (IV. Mos. 12, 2: Locutaque est Maria et Aaron contra Moysen et dixerunt: Num per solum Moysen locutus est Dominus? Nonne et nobis sim liter est locutus?"). Im Zeitalter der Richter tat sich Debora hervor. Auch sie hat göttliche Offenbarungen erhalten, und ihr Siegesgesang (Jud. V.) enthält echt prophetische Gedanken. Ihre Einsicht erhob sie sogar zur Richterin (ibid. 4, 4.) Sonst ist noch Hulda — חֻלְדָּה — zu nennen aus der Königszeit (IV. Regg. 22, 14). Sie bezeichnet wiederum die vom Könige Josia erheischte Antwort an den Hohenpriester Hilkia als Gottes Wort. Daraus ist aber ersichtlich, daß sich die heidnischen Sibyllen mit den jüdischen Seherinnen nicht messen können.

Um von andern Völkern zu schweigen begegnen uns vatizinierende Frauengestalten besonders bei den Germanen. Hier sind bekannt die Namen Veleda (Velleda, Valleda und Volida), sowie Albruna (Albrina, Aurin a), cfr. rûna, raunen, Alraun. Ihre Verehrung beruht nach Tacitus nicht auf Schmeichelei, sondern weil (Germani) inesse eis aliquid sanctum et providum putant (Germania 8.).

I.

Besonderer Verehrung erfreuten sich die Sibyllen in den Kulturcentren, in Aegypten, Griechenland und Rom. Die Zahl derselben wird verschieden angegeben. Ciceros Freund Varro, der gelehrteste unter den Römern, der weitläufige Untersuchungen darüber angestellt hatte, zählt zehn auf: eine persische, libysche, delphische, kimmerische, erythräische, samische, cumäische, hellespontische, phrygische und tiburtinische. Aristoteles gebraucht das Wort bereits in der Mehrzahl und nennt die Sibyllen mit den Bakiden zusammen: ἔνθεοι φυσικῇ χράσει (Probl.) Aus der römischen Königsgeschichte wird erzählt, eine unbekannte Alte, wohl die italienische Sibylle von Cumä, habe einem der Tarquinier neun Bücher sibyllinischer Orakel für 300 Goldstücke angeboten. Da dem König der Preis zu hoch erschien, so verbrannte sie dieselben bis auf 3 Bücher, für welche Tarquinius schließlich die geforderte Summe erlegte. Es ist nicht ganz klar, ob Tarquinius Priskus oder der Stolze gemeint ist. Die Wahrscheinlichkeit aber spricht für den letzteren. Man wollte vermutlich dem Tyrannen — Superbus (cfr. Liv. I, 53: Iniustus in pace rex et superbus) die Einführung dieses Kleinods der römischen Religion nicht zugestehen, deshalb kam man auf die Regierung des Tarquinius Priskus zurück.

Die 3 Bücher nun, mit noch anderen zu einer offiziellen Sammlung vereinigt, sollten die Geschicke des römischen Staates enthalten und wurden deshalb bei schwierigen Verhältnissen zu Rate gezogen. Diese Konsultation war Sache eines besonderen Kollegiums, der duumviri sacrorum oder sacris faciundis, später einer Abteilung der decemviri oder quindecemviri und hieß adire libros Sibyllinos oder einfach libros (vergl. Liv. III, 10; V, 13; VI, 37 u 42). Dem Brande des Kapitols i. J. 83 v. Chr. fielen auch sie zum Opfer. Bald darauf ließ der Senat (76 vor Christus) in Kleinasien eine neue Sammlung veranstalten. Oktavian unterzog dieselbe i. J. 12 v. Chr. einer genauen Revision und ließ gleichzeitig etwa 2000 im Privatbesitze befindliche Sibyllenbücher verbrennen, teils wegen ihrer angeblichen Unechtheit, teils, ne quid respublica detrimenti cap at. Gegen 405 wurden die Sibyllinen, um mit den letzten Resten des Heidentums aufzuräumen, durch den General Stilicho, den Schwiegersohn und Kanzler des Kaisers Honorius, verbrannt. Von dieser letzten Sammlung, die in Erythrä (Ἐρυθραί) an der jonischen Küste vor sich gegangen und etwa 1000 Verse umfaßt hatte, redet Lactanz, Div. Instit. 1, 6.

Die gewöhnliche Überlieferung läßt die römischen Bücher von der cumäischen Sibylle herstammen; Varro schreibt sie der erythräischen zu. Nach Pausanias wären sie nicht in Cumä entstanden, sondern bloß von dort gekommen. Die Sammlung war in griechischer Sprache abgefaßt; wenigstens berichtet der byzantinische Geschichtsschreiber Zonaras in seiner ἐπιτομὴ ἱστοριῶν, daß der interpretierenden Behörde der Duumvirn zwei griechische Dolmetscher beigegeben waren. Dafür spricht auch Varros Bemerkung (de ling. Lat. VII, 88): Viros Graeco ritu sacro, non Romano facere.

Was nun den Inhalt dieser hauptsächlich bei den Römern vorhandenen libri Sibyllini anlangt, so beziehen sich die Weissagungen, wie oben bemerkt, auf die Zukunft des römischen Volkes und Staates, auf die Wiederherstellung

der alten, segensvollen Ordnung und greifen aus bis zur Fernsicht der Alleinherrschaft Roms über die ganze Erde. Ein locus classicus hierfür ist die Stelle bei Virgil, Ecl. IV ss. 4 — 14, die auf eine cumäische Sibylle zurückgeführt wird. Sie lautet:

Ultima Cumaei venit iam carminis aetas,
Magnus ab integro saeculorum nascitur ordo:
Iam redit et virgo, redeunt Saturnia regna,
Iam nova progenies coelo demittitur alto . . . . .
. . . . . Ferrea primum

Desinet ac toto surget gens aurea mundo,
Casta, fave, Lucina: tuus iam regnat Apollo.
Te duce, siqua manent, sceleris vestigia nostri
Irrita perpetua solvent formidine terras.

Schon bricht an, die längst prophezeite, die letzte der Zeiten;
Herrlich erneut sich die Menschheit, sowie sie von Anfang gewesen;
Aus der Verbannung kehrt die saturnische Tugend zur Heimat,
Neugeboren entsteht ein Geschlecht, gesendet vom Himmel.

Nun endigt das eiserne Alter.
Wieder erblühet die goldene Zeit auf dem Runde der Erde.
O der glänzenden Zeit, da die Folge der Sünden getilgt wird,
Die wir verübt, da der ewigen Furcht sich entlastet der Erdkreis.

Die Vorstellung von einem goldenen Zeitalter lag am meisten den Griechen und Römern im Sinne. Berühmt sind die dichterischen Schilderungen der Weltalter und besonders des ersten, welche Hesiod (opp. 109—201) und Ovid (Metam. 1, 89—150) hinterlassen haben.

Hesiod singt von den ersten Menschen:

ὥστε θεοὶ ἔζωον ἀκηδέα θυμὸν ἔχοντες,
νόσφιν ἀτέρ τε πόνων καὶ ὀιζύος, οὐδέ τε δειλὸν γῆρας ἐπῆν.

Ovid: Aurea prima sata est aetas, quae vindice nullo,
Sponte sua, sine lege fidem rectumque colebat.
Poena metusque aberant, nec verba minacia fixo
Aere legebantur, nec supplex turba timebat
Iudicis ora sui; sed erant sine iudice tuti . . . . . .

Diese Zeit nun, in welcher die gestörte Weltordnung wieder erneuert, der Menschen Sündhaftigkeit getilgt, und ein neues Geschlecht, vom Himmel geboren, die Welt beseligen werde, diese Zeit sieht Virgil in den Tagen des Augustus gekommen.

Die Ecloge läßt zunächst die lokale Färbung nicht verkennen: die Greuel des Bürgerkrieges, die Horaz (Carm. lib. II, 1) mit satten Farben schildert, sollen gesühnt werden durch die Herrschaft des Sehergottes Apollo, und zwar wird sich diese Rückkehr zum Urzustand der Gerechtigkeit und des Friedens an das Konsulat des Asinius Pollio knüpfen, an welchen ebenso Virgils Schilderung wie Horazens Ode gerichtet ist. Wenn wir nun aber die Wahrnehmung machen, daß die begeisterte Schilderung Virgils ganz der von dem Propheten Jesaia gegebenen Darstellung messianischer Zeit entspricht, bekommt das oraculum einen religiösen Hintergrund und eine andere Basis. Dem größten der alttestamentlichen Seher verklärt sich das Zukunftsbild messianischer Herrschaft zu den cap. 9 cfr. ibidem 11; 6—8 geschilderten Zügen: Populus qui ambulabat in tenebris, vidit lucem magnam. Laeta-

buntur coram te, sicut qui laetantur in messe. Parvulus enim natus est nobis, et filius datus est nobis; et factus est principatus super humerum eius, et vocabitur nomen eius: Admirabilis, Consiliarius, Deus fortis, pater futuri saeculi, princeps pacis. Super solium David et super regnum eius sedebit, ut confirmet illud et corroboret in iudicio et iustitia, amodo et usque in sempiternum: zelus Domini exercituum faciet hoc. An eine Entlehnung ist nicht zu denken; eine solche Voraussetzung ist aber auch gar nicht notwendig. Die Virgilianische Ecloge bewegt sich im gleichen Ideenkreis, der den Historiker Tacitus sagen läßt (Hist. V, 13): Pluribus persuasio inerat antiquis sacerdotum litteris contineri, eo ipso tempore (Belagerung von Jerusalem) fore, ut valesceret oriens profectique Iudae rerum poterentur (= potirentur); oder wenn Sueton (Vespasian 4) den gleichen Gedanken einleitet mit den Worten: Vetus et constans opinio percrebuerat, esse in fatis . . . . . Nur ist die Tendenz beim Dichter prononcierter, konkreter; und daß Virgil in der Geburt eines Sohnes des Pollio diese Weissagung erfüllt sieht, spricht dafür, daß man diese selige Zeit durch eine bestimmte Person herbeigeführt dachte. Eine messianische Beziehung nimmt auch Augustinus an, wenn er (De Civitate Lib. X cap. 13) schreibt: „Non enim te decepisset, quem vestra, ut tu ipse scribis (Porphyrius), oracula sanctum immortalemque confessa sunt; de quo etiam poëta nobilissimus poëtice quidem, quia in alterius adumbrata persona, veraciter tamen, si ad ipsum referas, dixit:

„Te duce, siqua manent sceleris vestigia nostri,
Irrita perpetua solvent formidine terras."

Ea quippe dixit, quae etiam multum proficientium in virtute iustitiae possunt propter huius vitae infirmitatem, etsi non scelera, scelerum tamen manere vestigia, quae non nisi ab illo salvatore sanantur, de quo iste versus expressus est. Nam utique non hoc a se ipso se dixisse Vergilius in eclogae ipsius quarto ferme versu indicat, ubi ait:

„Ultima Cumaei venit iam carminis aetas";

unde hoc a Cumaea Sibylla dictum esse incunctanter apparet.

II.

Der Ausdruck: Sibyllinische Bücher, oracula Sibyllina, bezeichnet im engeren und jüngeren Sinne eine Sammlung jüdischer und altchristlicher Prophetien, deren Namen an die Fiktion der heidnischen Mythologie anknüpft. Es haben nämlich seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. alexandrinische Juden unter dem Namen der Sibylle Weissagungen veröffentlicht, welche die Geschicke der Welt von der Schöpfung bis in die Tage des jedesmaligen Verfassers hinein beleuchteten, die Ankunft des Messias und die Herrlichkeiten des Reiches der Zukunft schilderten und die Heiden zur Aufgabe des Götzendienstes und zur Buße ermahnten. Ueber Grund und Zweck ihrer Entstehung wird etwa folgendes zu bemerken sein. Bei den sibyllinischen Büchern der Juden, den alttestamentlichen apokalyptischen oder apokryphen Literaturerzeugnissen, geht die Betrachtung von einem Zweige der Lite-

ratur im Heidentum aus, welchen das spätere Judentum adoptierte. Die meisten Religionen des Heidentums hatten priesterliche Schriften, welche von den Göttern oder mythologischen Personen der Vorzeit abgeleitet und namentlich denjenigen Göttern beigelegt wurden, denen man die höchste Intelligenz zuschrieb, wie bei den Etruskern dem Tages (Tagetici libri, die Haruspizien betreffend), bei den Babyloniern dem Oannes in seinen verschiedenen Inkarnationen, dem Thoth bei den Aegyptern. Nur den Priestern und Eingeweihten stand der Zugang zu diesen Schriften offen; sie wurden meist im Adyton des Heiligtums aufbewahrt. Aus diesem Grunde hießen sie ἀπόκρυφα, libri reconditi, secreti, wie auch der römische Dichter Markus Annäus Lukanus (geb. 39 n. Chr.) von den römischen Sibyllinen sagt: Secretaque carmina servant (Pharsa. I, 599). Die Geheimhaltung dieser Schriften war in der späteren Zeit des Heidentums die Veranlassung, daß Magier, Theurgen und Betrüger aller Art eine Menge von Schriften in Umlauf setzten, welche die Firma des Hermes oder Thoth, Zoroaster und der Sibyllen an der Stirne trugen. Eine ähnliche Bewandtnis hatte es mit den genannten jüdischen Schriften. Diese Geheimschriften waren dem Inhalte nach mit den heidnischen verwandt, und suchten sich auch unter ähnlichen Titeln Geltung zu verschaffen. Die mystische Sekte der Therapeuten besaß außer den heiligen Büchern des Alten Testamentes noch eine besondere Klasse von Schriften, die sie jenen Männern der israelitischen Vorzeit beilegte, von denen sie ihre geheime Weisheit ableitete. Jüdische Gelehrte in Aegypten und Kleinasien, welche mit der griechischen Literatur vertraut waren, wandten ihre schriftstellerische Tätigkeit den berühmten Namen dieser Literatur zu: so sind die homerischen und orphischen Verse bei Eusebius und ganz besonders die jüdisch-sibyllinischen Weissagungen entstanden. Dazu kam noch ein apologetisches Moment. Die gelehrte Schriftauslegung hielt die messianischen Erwartungen aufrecht bis zur Zeit ihrer Erfüllung. Ueppig wuchernde Triebe derselben erzeugten die apokalyptischen Schriften; und nachdem in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten die Messiashoffnung das ganze jüdische Volk durchdrungen hatte, steigerten die unerträglich gewordenen politischen Verhältnisse die Sucht und Suche nach einem Ersatz für die infolge des Absterbens der hl. Sprache nicht mehr recht zugänglichen kanonischen Bücher. Diese libri Sibyllini kündigen meist eine Weltherrschaft des Judentums an, die der erwartete Messias auf den Trümmern der sämtlichen Staaten des Heidentums in der nächsten Zukunft begründen werde. Die Hoffnung knüpft meist an die Salomonische Herrschaft an oder nimmt diese zum Vorbild, wie ein überlieferter Vers aus den sibyllinischen Orakeln sich vernehmen läßt:

οἶκος μὲν γὰρ πρώτιστος Σολομώνιος ἄρξει.

In die Fußtapfen dieser Juden traten im 2. und 3. Jahrhundert Christen ein, indem sie jüdische Orakel in christlichem Sinne umarbeiteten oder geradezu neue erfanden, welche direkt auf Jesus Christus als den wahren Messias lauteten. Wie bei den Juden, so steht auch hier das apologetische Interesse im Vordergrund. Die jüdischen Propheten wollten für das Judentum, die christlichen für die Religion Jesu Christi Propaganda machen.

Diese Sibyllinen haben das Schicksal ihrer heidnischen Vorgängerinnen nicht geteilt. Wir besitzen eine reiche Sammlung sibyllinischer Orakel

jüdischer und altchristlicher Herkunft in 8 Büchern. Diese ist durch mehrere Handschriften überliefert und schon im Jahre 1545 durch Xystus Betulejus (Sixtus Birken) herausgegeben worden. An der Spitze der Sammlung steht eine anonyme Vorrede, die wohl aus der Zeit des Kaiser Justinians I. stammt. Sie wurde vermehrt durch die Publikationen des gelehrten Kardinals Angelo Mai (1782—1854), der zu Anfang des 19. Jahrhunderts zunächst das 6. und 14. Buch der oracula Sibyllina in der Ambrosiana in Mailand entdeckte und herausgab, die dann etwas später durch die Auffindung der Bücher 11 und 13 in der Vaticana noch vermehrt wurden. Die Bücher werden gewöhnlich als das 11., 12., 13. und 14. Buch bezeichnet. Da nun die Nummer 9 und 10 noch fehlen, so besitzen wir im ganzen 12 Bücher. Die von Mai edierten stellen sich aber nicht als Teile der ersten achtbändigen Sammlung dar, sondern als Reste einer jüngeren und umfassenderen Kollektion. Doch hat man sich allmählich daran gewöhnt, die 12 Bücher als Ganzes zu betrachten und unter dem schon genannten Titel oracula Sibyllina zusammenzufassen.

Die Orakel sind in griechischer Sprache verfaßt und zwar in Hexametern des sog. homerischen Idioms. Der Grund wird darin liegen, daß die alte heidnische Sibylle den Dialekt des Mäjoniden gesprochen hatte. Die Abhängigkeit von Homer kam aber der Form gut zu statten; eine Partie erhebt sich zu großer dichterischer Schönheit. Dem Inhalt nach bestehen die Orakel aus Erzählungen, die in das Gewand der Prophetien gekleidet, über Vergangenheit und Zukunft von Völkern und Reichen, Städten und Tempeln Auskunft geben. Damit sind Mahnungen, Drohungen und Verheißungen verknüpft. Die Darstellung entbehrt eines einheitlichen Planes; ein logischer Zusammenhang der Bücher ist weder unter sich noch in ihren einzelnen Teilen vorhanden.

Fast unzähligemal ist der Zusammenhang des Gedankens und der Fortschritt der Darstellung durch fremdartige Zwischenstücke oder auch durch auffallende Lücken unterbrochen und zerstört; in einem und demselben Buche ist älteres und jüngeres, jüdisches und christliches in bunter Mischung aneinandergereiht; mehrere Stücke kommen zweimal in verschiedenen Büchern vor. Bei dem Fehlen von äußeren Kriterien ist die Ausscheidung der jüdischen und christlichen Bestandteile sehr schwierig. Das einzige, was zum Teil Erfolg verspricht, ist die Bestimmung des Alters mehrerer Stücke; in dieser Beziehung leisten die Citate bei den ältesten kirchlichen Schriftstellern gute Dienste (cfr. J. Geffcken, Die Oracula Sibyllina, oder die griechisch-christlichen Schriftsteller der ersten 3 Jahrhunderte; Leipzig 1902).

III.

Die ältesten Kirchenschriftsteller und Apologeten haben nämlich an der göttlichen Herkunft der Aussprüche der Sibylle nicht gezweifelt, im Gegenteil sie für unbestreitbar echte Orakel gehalten. Es ist das um so merkwürdiger, als diese Schriftsteller sonst gegen das heidnische Orakelwesen scharf Front gemacht haben. Ein Widerspruch ist aber nicht vorhanden. Am besten zeigt sich das bei Tertullian. Er ist im allgemeinen auf die hellenische Philosophie schlecht zu sprechen (cfr. De anima 1: philosophus, gloriae animal: de praescript. 14: Cedat curiositas fidei, cedat gloria saluti

— adversus regulam nihil scire omnia scire est), ja er erklärt ſie gerade zu als Quelle und Stütze der Häreſie, als ſchädlich und diaboliſch (de praescr pt 7.) Das hindert ihn aber nicht, die Philoſophie ſelbſt als beſtes Rüſtzeug für die Verteidigung der Wahrheit zu benutzen, und ſie zur Vergleichung heranzuziehen (cfr. De anima 2: Plane non negabimus aliquando philosophos iuxta nostra sensisse). Der Grund iſt einleuchtend: Der Kampf des Afrikaners gilt nicht der Philoſophie ſchlechthin, ſondern bloß dem Mißbrauch, der von ihr zur Begründung der Häreſie und zur Verunſtaltung des Chriſtentums gemacht wird. So iſt es auch hier der Fall. Nicht gegen das Myſterienweſen überhaupt, nur gegen deſſen Auswüchſe und Verzerrungen führte man den Kampf. Tatſache iſt alſo, daß die Apologeten und Polemiker des 2. und 3. Jahrhunderts ſich neben den prophetiſchen Büchern des A. T. und den Schriften des N. T. zur Widerlegung der Heiden auf keine Autorität ſo häufig und ſo zuverläſſig berufen haben wie auf die Sibyllen. Weil man ſie als unwiderlegliche Beweisgründe zur Bekämpfung der Gegner erachtete, ſo nahm man zu apologetiſchen Zwecken gerne auf dieſe Orakel Bezug. Schon der Pastor Hermae kennt die Sibylle. Vis. II. 4, 1 leſen wir: Ἀπεκαλύφθη δέ μοι, ἀδελφοί, κοιμωμένῳ ὑπὸ νεανίσκου εὐειδεστάτου λέγοντός μοι· τὴν πρεσβυτέραν, παρ' ἧς ἔλαβες τὸ βιβλίδιον, τίνα δοκεῖς εἶναι; Ἐγώ φημι· τὴν Σίβυλλαν. Auch ſoll in dem ſogenannten II. Klemensbrief an die Korinther, der aber eine Homilie darſtellt, cap. 10 V. 3 nach dem Worte ἄνθρωπον, welches von οἵτινες gefolgt iſt, ein Abſchnitt ausgefallen ſein, in welchem der Sibylle Erwähnung geſchah, und zwar eben aus dieſem Grunde. Die Sibylle wird wieder genannt mit Berufung auf 16, 3 und 16, 7 der Homilie, wo vom allgemeinen Gerichte die Rede iſt, in Pseudoiustinus Quaest. ad orthodox. 74: εἰ τῆς παρουσίας καταστάσεως τὸ τέλος ἐστὶν ἡ διὰ πυρὸς κρίσις τῶν ἀσεβῶν, κατάφασιν αἱ γραφαὶ προφητῶν τε καὶ ἀποστόλων ἔτι δὲ καὶ τῆς Σιβύλλης, (καὶ) καθὼς φησιν ὁ μακάριος Κλήμης ἐν τῇ πρὸς Κορινθίους ἐπιστολῇ. Vergl. Opp. pat. Apost. edidit Funk; Vol. I. Tübg. 1887). Während nun die vorſtehenden Berufungen auf die Sibylle ganz allgemeiner Natur ſind und nur ihre Anerkennung als eine Prophetin summi numinis afflatu loquentis zum Gegenſtand haben, zitieren die folgenden Apologeten und Kirchenſchriftſteller Sibyllenfragmente, manchmal von bedeutendem Umfang. Zunächſt iſt allerdings zu bemerken, daß die Kirchenſchriftſteller der erſten 3 Jahrhunderte keinerlei Kenntnis des Inhaltes der beiden erſten Bücher der oben angegebenen Sammlung verraten.

Vom 3. Buche an wird die Benutzung aber häufig. Ein großer Teil der patriſtiſchen Sibyllenzitate finden ſich in dieſem Buche wieder. Dasſelbe enthält V. 784—87 ein frappantes Vatizinium der erythräiſchen Sibylle, das noch eine entſchiedenere und klarere Beziehung auf den Meſſias und ſeine Jungfrauengeburt verrät als die Verſe der IV. Ecloge Virgils, und ebenſo an Jeſaia 7, 14 anklingt wie an Prov. 8, 22 ff. und Eccli 24, 11 u. 12 ff. Es lautet:

Εὐφράνθητι, κόρη, καὶ ἀγάλλεο· σοὶ γὰρ ἔδωκεν
Εὐφροσύνην αἰῶνος, ὃς οὐρανὸν ἔκτισε καὶ γῆν.
Ἔν σοὶ δ' οἰκήσει· σοὶ δ' ἔσσεται ἀθάνατον φῶς.

So kann nicht der Morgen blinken, Von der Sonne Gold bemalt,
Wie dir Mutterfreuden winken, Von des Himmels Huld beſtrahlt.
Juble! Der die Welt gegründet, Der wird, reine Maid, dein Sohn;
Der das ew'ge Licht entzündet, Baut in dir den Gottesthron.

Zitate aus dem 3. Buche finden ſich bei Athenagoras. Dagegen finden ſich die oft angezogenen, bei Theophilus von Antiochien zu leſenden Sibyllenfragmente (im ganzen 84 Verſe), welche in ſchönen Worten für den Glauben an den einen wahren Gott und die Notwendigkeit eines gottesfürchtigen Lebens eintreten, in der ſibylliniſchen Sammlung nicht, haben aber aller Wahrſcheinlichkeit nach an der Spitze des uns bekannten dritten Buches geſtanden (Theophil. ad Antolycum II; 3, 31, 36). Das 4. Buch (zuſammen 192 Verſe) kann als das abgerundetſte von allen bezeichnet werden. Es ſtellt ſich als einheitliches Orakel dar; ſeinen Inhalt ſehen wir ganz in Strafandrohungen gegen Völker Aſiens und Europas aufgehen. Es ſcheint aus jüdiſcher Hand zu ſtammen und bis ins Jahr 80 chriſtlicher Rechnung hinaufzugehen. Wenigſtens ſpricht es von dem infolge des Veſuvausbruches im Jahre 79 ſtattgehabten Erdbebens wie von einem Ereignis der allerjüngſten Vergangenheit. Auf Verſe dieſes Buches beruft ſich Iustinus Martyr (Apol. I. cap. 20, 44). Während das 5. Buch ebenfalls jüdiſche Abkunft verrät, tragen das 6., 7. und 8. chriſtliches Gepräge, und werden Bruchſtücke daraus ſehr häufig, beſonders von Klemens Alex. und von Lactanz, angeführt. Klemens kennt eine heidniſche (erythräiſche) und jüdiſche Sibylle. Die vielfachen Entlehnungen aus dem Schatze der ſibylliniſchen Vatizinien waren nicht nach dem Geſchmacke der Heiden. Aus der ſchon zitierten Stelle Juſtins erfahren wir noch, daß bei denſelben auf die Leſung der Sibyllen und Propheten die Todesſtrafe geſetzt war. Auf dieſe Abneigung iſt es auch zurückzuführen, wenn die Heiden die Bekenner des Chriſtentums mit dem Spottnamen Sibylliſten belegten und ihnen den Vorwurf machten, ſie hätten dieſe Orakel erdichtet, wie das z. B. Celſus getan hat (Orig. contr. Cels. V, 61).

Tatſache iſt, daß das dritte, fünfte und achte Buch am meiſten von den Chriſten ausgebeutet wurde. Letzteres iſt ohnehin ſtark von chriſtlichen Anſchauungen beeinflußt und bot in ſeinen Hauptideen vom kommenden Zorne Gottes und dem Weltende eine ergiebige Quelle für die Schwärmereien des Chiliasmus und Montanismus. Kein Wunder, daß ſich der ebenfalls chiliaſtiſch angehauchte Lactanz ſo oft darauf beruft. Beſonders merkwürdig erſchien ihm das bekannte Akroſtichon: Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτὴρ (Σταυρός) = ἰχθύς, das er V. 217 ff. fand und wiederholt anführt. (Div. Instit.. 7; 16, 19, 20). Es iſt möglich, daß darauf die im Jahre 1839 zu Autun entdeckte und von Pitra veröffentlichte Grabinſchrift beruht. Die ſechs erſten Verſe bilden gleichfalls ein Akroſtichon über die ſymboliſch-myſtiſche Bedeutung des Wortes ἰχθύς und lauten:

Ἰχθύος οὐρανίου θεῖον γένος, ἧτορι σεμνῷ
Χρῆσο, λαβὼν πηγὴν ἄμβροτον ἐν βροτέοις
Θεσπεσίων ὑδάτων, τὴν σὴν, φίλε, θάλπεο ψυχήν
Ὕδασιν ἀενάοις πλουτοδότου σοφίης,
Σωτῆρος δ' ἁγίων μελιηδέα λόμβανε βρῶσιν
Ἔσθιε πινάων, ἰχθὺν ἔχων παλάμαις.

Ueberſetzung nach Kihn, Patrologie I. S. 383 f.):

Göttlich Geſchlecht des himmliſchen Fiſches! andächtigen Herzens
Nimm den unſterblichen Quell göttlichen Waſſers zu dir
Unter der Sterblichen Zahl, und erfriſche, mein Liebſter, die Seele
Mit ſtets ſprudelnder Flut der reichtumſpendenden Weisheit.
Nimm der Geheiligten Brot, das honigſüße des Heilands;
Iß mit Begier und Luſt, haltend den Fiſch in der Hand.

Zu vergleichen Tertull. de Baptismo 1: Nos pisciculi secundum ἰχθὺν nostrum Iesum Christum. Auguſtinus kennt (De civ. Dei 18, 23) das Akroſtichon bereits in lateiniſcher Uebertragung bezw. Paraphraſe. Er macht darauf aufmerkſam, welche Schwierigkeiten der interpres in der Wiedergabe des Buchſtabens Υ gefunden habe; er entſpricht dem lateiniſchen C, D, N. Auch die Ueberſetzung, lieſt Chreistos, wie oben Χρειστός. Das elfte Buch enthält eine wenig anregende Geſchichte des alten Aegypten bis zum Beginn der Römerherrſchaft. Wahrſcheinlich aber bildet es mit den folgenden Büchern 12 und 13 eine fortlaufende Weisſagung und hat auch den gleichen Verfaſſer. Denn die letzteren befaſſen ſich neben anderen Gegenſtänden mit der römiſchen Kaiſergeſchichte von Auguſtus bis Gallienus. Inhalt und Form weiſen aber auf einen Chriſten hin. Auch das letzte, vierzehnte Buch wird zu den vorigen zu ſchlagen ſein und alſo auch deren Autorſchaft teilen. Den Hauptinhalt bilden wieder Erzählungen über Herrſcher Roms ohne geſchichtlichen Wert. Die Abfaſſungszeit mag in die letzten Dezennien des 3. Jahrhunderts fallen. Die Entſtehungszeit der jüdiſchen und chriſtlichen Sibyllenorakel dürfte etwa 500 Jahre umfaſſen.

IV.

Es liegt im Weſen der ſibylliniſchen wie der Orakel überhaupt, daß ſie ſich mit Vorliebe der Zeichnung eſchatologiſcher Ereigniſſe und Zuſtände hingeben. Solche Partien ſind hauptſächlich im 7. und 8. Buch enthalten. Die Sibyllen galten in der Folgezeit wie die Propheten als: Vates aeterni iudicis. Selbſt die Kirche iſt von dieſen Eindrücken und Einflüſſen nicht ganz unberührt geblieben. Indem ſie den gewaltigen „Gigantenhymnus" Dies irae, der von vornherein für den Gebrauch bei den liturgiſchen Totenfeiern verfaßt worden zu ſein ſcheint, als Sequenz in ihre Requiemsmeſſen im Anſchluß an den Traktus aufgenommen hat, iſt ſie der Anſchauungsweiſe der Zeit, in welcher das Lied entſtanden iſt, nahe getreten. Als Verfaſſer gilt heutzutage beinahe unbeſtritten der Minorit Thomas von Celano († 1255). Der Glaube an die Sibyllenorakel als divina testimonia (Lactanz Div. instit. I. 1 c. 6) war im 13. Jahrhundert keineswegs ausgeſtorben; er erhielt vielmehr dadurch neue Nahrung, daß die Sibyllen in der chriſtlichen Kunſt, in der Plaſtik und ganz beſonders in der Malerei, mit den Propheten zuſammengeſtellt wurden. Dieſe Gegenüberſtellung findet nun auch ihren Ausdruck im 3. Verſe der 1. Strophe des Dies irae: Teste David cum Sibylla. Ein Urteil über die Echtheit der ſibylliniſchen Weisſagungen iſt aber damit nicht gegeben. Die Aufnahme bedeutet lediglich eine Akkommodation an den damals herrſchenden Volksglauben, wie auch der hl. Thomas von Aquin ſeiner Zeit das Zugeſtändnis macht: Credibilior fit veritas, quae etiam ex adversariis testimonium habet . . . . . quia dum homines talibus credunt, per eorum dicta magis ad veritatem inducuntur. Unde etiam Sibyllae multa vera praedixerunt de Christo (S. Th. II, 2. q. 172, a. 6). Die Frage iſt deshalb müßig, ob der Verfaſſer, der „ſelige Thomas", wie ihn Schriftſteller aus ſeinem Orden nicht ſelten nennen, die erythräiſche oder ſamiſche Sibylle im Auge gehabt habe. Der Ausdruck iſt ganz allgemein gehalten. Auch David erſcheint hier nur als Repräſentant der Propheten im allgemeinen, als Vertreter des λόγος

προφητικός überhaupt (II. Petr. 1, 19), welcher als Leuchte uns scheinet an dem dunklen Orte dieser Welt, ἕως οὗ ἡμέρα διαυγάσῃ καὶ φωσφόρος ἀνατείλῃ ἐν ταῖς καρδίαις ὑμῶν. Der hl. Augustinus schreibt von der eschatologischen Tendenz der Psalmen: Multa de iudicio novissimo dicuntur in psalmis, sed eorum plura transeunter et strictim (nur gelegentlich und flüchtig). Genau so verhält es sich mit der Berufung auf die sibyllinischen Bücher in der Sequenz. Die in den folgenden Strophen ausgeführten Schilderungen, die sich zum Teil zu hoher künstlerischer Schönheit erheben, lassen sich samt und sonders auf alttestamentliche Prophetien und die Aussprüche des neuen Testamentes zurückführen, ohne Zuhilfenahme der sibyllinischen Vatizinien. Die Zusammenstellung von David und Sibylla ließ sich am besten so paraphrasieren: das geoffenbarte Gotteswort wie die allgemeinen Traditionen aller Zeiten. Durch die Miteinbeziehung dieser vox populi communissima wird der Glaube an die geoffenbarte Wahrheit ebenso erleichtert wie vertieft; das ist auch der Sinn des oben genannten Ausspruchs des Aquinaten. Auch in der Mythologie der Germanen bildet die Zerstörung der jetzigen Welt durch Feuer, wie sie V. 2 der Strophe schildert, der „Muszilli", der Weltbrand, geradezu den Haupt- und Zielpunkt der ganzen Götterlehre. Dem Weltbrande folgt aber dann die Verjüngung und Verklärung (cfr. die zitierte Stelle im 2. Petrusbriefe). Diese sententia communis ist indes eher als ein Nachklang der Uroffenbarung denn als das Ergebnis spekulativer oder empirischer Reflexion anzusehen.

Wenn vom 4. Jahrhundert an die Berufungen der Väter auf die Sibyllen seltener werden, so hängt dieses argumentum ex silentio mit der abnehmenden Wertschätzung der Orakel wenigstens bei den Gebildeten und Männern der Wissenschaft zusammen. Der Vorliebe des Lactanz für die sibyllinischen Aussprüche wurden schon gedacht. Er geht so ziemlich am weitesten und bezeichnet sie geradezu als göttliche und aus diesem Grunde irrefragable Zeugnisse. De ira Dei cap. 23 schreibt er: „Eine Sibylle weissagte einen großen Brand (deflagrationem posteа futuram vaticinata est), durch den die Gottlosigkeit der Menschen (ähnlich wie durch die Sintflut) wieder vernichtet werden soll. Der hl. Hieronymus redet manchmal mit Begeisterung von den Sibyllen, so wenn er contra Iovin. l. I. c. 41 meint: Was soll ich die erythräische, cumäische und die 8 anderen Sibyllen erwähnen? — Varro meinte nämlich, es seien ihrer 10 gewesen — deren hervorragende Zier (insigne) ihre Jungfräulichkeit und als Lohn der Jungfrauschaft ihre Prophetengabe ist (virginitatis praemium vaticinatio). Wenn im äolischen Dialekte Sibylle so viel als „Gottberatene" — θεοβούλη — bedeutet, läßt sich mit Fug und Recht behaupten, daß die jungfräulichen Seelen allein in die göttlichen Ratschlüsse eingeweiht seien (consilium Dei nosse.). Man darf dabei aber nicht übersehen, daß die Schrift, in welcher sich die Stelle findet, gegen Jovinian gerichtet und stark polemisch gefärbt ist. Daß der darin angeschlagene Ton stellenweise auch Freunden zu bitter und leidenschaftlich erschien (cfr. Prolog. galeat. adv. Pelag.: Haereticis nunquam peperci), beweist der Versuch des Kirchenlehrers, sich im Apologeticus ad Pammachium pro libris adversus Iovin. zu rechtfertigen (Ep. 48, cfr. Ep. 49 und 50). Diesem heftigen Ton der Polemik entspricht nun auch

die Glut der Begeiſterung, womit er als Anwalt der Virginität auftritt, wie dies auch in ſeinem Buche adversus Helvidium zutage tritt. In dem Beſtreben alſo, das Lob der Jungfräulichkeit gebührend zu ſingen, greift er zu allen apologetiſchen Hilfsmitteln und vindiziert auch den Orakeln der Sibylle durchſchlagende Beweiskraft.

Die richtige Anſchauung bezüglich der Wertung der Sibyllinen überhaupt leitet der hl. Auguſtinus ein. Bei der Anführung der lateiniſchen Ueberſetzung des Akroſtichons auf ἰχθύς ſagt er zwar von der Sibylle, die er die erythräiſche nennt: Haec sane quaedam de Christo manifesta conscripsit. Dann fährt er weiter: Haec autem Sibylla sive Erythraea, sive, ut quidam magis credunt, Cumaea, ita nihil habet in toto carmine suo, cuius exigua ista particula est, quod ad deorum sive factorum cultum pertineat, quin immo ita etiam contra eos et contra cultores eorum loquitur, ut in eorum numero deputanda videatur, qui pertinent ad civitatem Dei. Hierauf beſchäftigt er ſich mit der Stelle des Lactanz, in welcher einer Sibylle, deren Herkunft nicht angegeben iſt, eine meſſianiſche Weisſagung betreffend die Paſſion des Herrn zugeſchrieben wird, ohne ſich in eine Kritik des Vaticiniums einzulaſſen. Im allgemeinen machen ſeine Berufungen auf die ſibylliniſchen Orakel den Eindruck eines nüchteren Referates sine ira et studio; man könnte auf die Idee kommen, als führe er ſie bloß an, ohne ihnen einen beſonderen Wert beizulegen, weil der Zuſammenhang der griechiſchen und römiſchen Geſchichte, bezw. ihre Götterlehre, eine Erwähnung der Sibyllen und ihrer Ausſprüche notwendig mache.

Ganz klar präziſiert er aber ſeinen diesbezüglichen Standpunkt im 47ten Kapitel des gleichen Buches. Hier wirft er die Frage auf, ob in der Zeit vor Chriſtus außerhalb des Judentums auch Verehrer des wahren Gottes und damit Zugehörige zum consortium coelestis civitatis (spiritualis Hierusalem) gegeben habe, und gibt folgende Löſung: Quapropter quisquis alienigena, id est non ex Israel progenitus nec ab illo populo in canonem literarum sacrarum receptus, legitur aliquid prophetasse de Christo, si in nostram notitiam venit aut venerit, ad cumulum a nobis commemorari potest (kann als Zuwachs zu unſerer Religion betrachtet werden); non quo necessarius sit, etiam si desit, sed quia non incongruo creditur fuisse et in aliis gentibus homines, quibus hoc mysterium revelatum est, et qui haec etiam praedicere impulsi sunt, sive participes eiusdem gratiae fuerint sive expertes, sed per malos angelos docti sint, quos etiam praesentem Christum, quem Iudaei non agnoscebant, scimus fuisse confessos. Die Zugehörigkeit zum geiſtlichen Jeruſalem kann aber nur der für ſich in Anſpruch nehmen, „cui divinitus revelatus est unus mediator Dei et hominum, homo Christus Iesus, qui venturus in carne sic antiquis sanctis praenuntiabatur, quem ad modum nobis venisse nuntiatus est, ut una eademque per ipsum fides omnes in Dei civitatem, Dei domum, Dei templum praedestinatos perducat ad Deum.“ Wir haben Celſus davon reden hören, daß die Chriſten die ſibylliniſchen Bücher zu apologetiſchen Zwecken erfunden hätten; der Biſchof von Hippo hat gegen dieſen Vorwurf nichts einzuwenden;

er schließt geradezu das genannte Kapitel mit den etwas schroff klingenden Worten: Sed quaecunque aliorum prophetiae de Dei per Iesum Christum gratia proferuntur, possunt putari a christianis esse confictae.

V.

Wie die religiöse Kunst des Mittelalters ihre Stoffe öfter der heiligen Geschichte entnahm und mit Vorliebe die Heldengestalten auch der Patriarchen- und Prophetenzeit darstellte, so versuchte man auch, dank des zäh am alten Sibyllenglauben festhaltenden Volksgeistes, diese Prophetinnen als Vertreterinnen der Ahnung des Christlichen im Heidentum in den Bereich der schönen Darstellung zu ziehen. Unter die berühmteren und berühmtesten Sibyllenbilder gehören die von Bernardino Pinturicchio (1454 bis 1513), von Michelangelo (1475—1564) und Raffael. Ersteres Bild findet sich neben anderen Allegorien in den Appartamenti Borgia im Vatikan. Michelangelo aber schuf in der Deckenmalerei der Sixtinischen Kapelle, angeregt durch die Kunstliebe des Papstes Julius' II. (1503—13), das „gewaltigste Werk, das jemals Farbe und Pinsel zustande gebracht hat". Der Künstler malte in das einförmige Gewölbe ein architektonisches Prachtgerüst, gleichsam als Rahmen für die 9 Mittelbilder, die in 3 Gruppen die Schöpfung der Welt, Erschaffung und Fall des Menschen schildern. Die 12 Propheten und Sibyllen auf den Gewölbezwickeln als Verkünder des Messias unter Juden und Heiden leiten die einfache, grandiose Gedankenreihe über zu den Wandbildern. Von den geistig und körperlich ins riesenhafte gesteigerten, fast 18 Fuß hohen Propheten und Sibyllen mit dienenden Genien, „den gewaltigsten Gestalten der Kunstgeschichte", streiten sich die wundervoll verkürzte Jonasfigur, die in prophetisches Schauen entrückte Sibylla Delphica, der von einer Vision erwachende Jesaia, und der gramverzehrte Jeremia um die Palme. Angebracht sind unter den Sibyllen 5, und zwar die bekanntesten, nämlich links nach rechts von Beschauer aus: die libysche, persische, kumanische, erythräische und delphische Sibylle. Den Reigen schließt Raffael Santi (1483—1520), der ebenfalls unter der Gnadensonne Julius' II. arbeitete, und in den Jahren 1514/16 die Sibyllen und Propheten der Kirche St. Maria della pace schenkte. Während die früheren Kompositionen noch den Einfluß Michelangelos und Seb. del Piombos verraten, trägt die Darstellung der Sibyllen des Meisters unmittelbares Gepräge.

□ □ □

Katholische Literatur und zeitgenössische Kritik.

Aphorismen von Dr. J. Gotthardt, Pömbsen i. W.

Auf keinem Gebiete moderner Kultur- und Lebensstellung wird die kritische Sonde schärfer und unnachsichtiger angewandt, als in der Beurteilung katholischen Denkens und Kulturschaffens. Bald treten wissenschaftlich ernst zu nehmende Gegner mit offenem Visier auf und bieten ihre besondere Geistesschärfe auf, um gegen das Fundament der christlich-katholischen Ideenrichtung Sturm zu laufen; bald sind es vermeintlich wohlwollende Freunde des geschichtlich gewordenen kirchlichen Geistesfortschrittes, die nur an diesem oder jenem Zweig des katholischen Kulturlebens die ver-

bessernde ästhetische Hand anlegen möchten, angeblich um die Kultur- und Lebensmacht der römischen Kirche auf der Höhe der Zeitforderungen zu erhalten. In Friedenszeiten konnten diese und ähnliche Kassandrastimmen nicht verhallen, selbst im Weltkrieg wollten sie nicht völlig verstummen. — Es bleibt, wie des Stifters Wort es verkündet hat, das religiös-sittliche und sozial-kulturfortschrittliche Wollen und Handeln unserer hl. Kirche, wie bisher, auch gegenwärtig ein Gegenstand unmotivierter Angriffe; da heißt es, wachen und das Goldgut unserer Glaubens- und Lebensideale nicht der Zersplitterungswut fanatischer Gegner preisgeben. — Die Geschichte der Kirche ist hier zur weisen Führerin und Lehrmeisterin geworden; Roma docet.

2. Nun haben die verschiedenen Mißerfolge der Antipoden katholischer Lebensauffassung eine diplomatisch-zurückhaltende Stellungnahme dieser Feinde bedingt, und nach moderner strategischer Arbeitsweise begnügt man sich mit Teilerfolgen, um so nach und nach das Bollwerk der christ-katholischen Lebensmacht in gewollter Form zum Falle zu bringen. — Angriffsstellen werden nach den gegebenen prävalierenden Zeitideen ausfindig gemacht und mit den Waffen des Kritikasters, des sprühenden Witzes und der angeblich vornehmen Ignorierung an den Pranger gestellt. Drei Spezialwaffen benützt man hierbei mit Vorliebe: Die Grundgesetze der Aesthetik, die natürlichen Forderungen des individuellen und sozialen Lebens und nicht zuletzt die scharf ausgesprochenen Ideen der bürgerlichen und religiösen Toleranz; allein man merkt die Absicht und wird verstimmt. — Denn hierdurch wähnt der Gegner, gerade bei sogenannten „aufgeklärten" Katholiken Erfolg in seinen destruktiven Bemühungen zu ernten, und wir müssen ihm da unumwunden einen klugen Blick und eine feine psychologische Beobachtungsgabe einräumen. Denn es ist ihm zweifelsohne gelungen, in vielen gebildeten katholischen Gesellschaftskreisen sich ein fruchtbares Arbeitsfeld zu schaffen durch Gründung und Verbreitung von agitatorischen Zeitschriften, durch Vortragszyklen und besonders durch gesellschaftliche Beziehungen und vertrauliche Aussprachen. Und welches ist dieses Arbeitsfeld? Dem Kundigen zu bekannt, um noch weiter erörtert werden zu müssen: das Gebiet der modernen Literatur und zeitgemäßen Kritik. Es würde zu weit führen, wollten wir auch nur die wichtigsten Gesichtspunkte dieser aktuellen Problemstellung tiefer ergründen und Mittel und Wege ausfindig machen, um verhängnisvoll drohenden Folgen zu begegnen und die Forderungen von Literatur und Kritik auf das begründete Maß ihrer Berechtigung zurückzuführen. Wir haben es mit einem Zeitproblem zu tun, in dessen Auffassung die maßgebenden Geister beklagenswerter Weise bedenklich auseinandergehen, dessen Würdigung oft von allzu einseitigem Standpunkte erfolgt und dessen Wirkung vitale Lebensinteressen, sittlich religiöse und sozial-kulturelle Werte stark tangiert. Vielerorts verschließt man sich der Tragweite dieses Literaturproblems und übt daher eine wenig gedeihliche Kritik. — Johannes Mumbauer spricht daher mit Recht in der Heftfolge 8—10 der Frankfurter zeitgemäßen Broschüren, Jahrgang 1915, von „Allerhand Literatur-Schmerzen. Aphorismen zum katholischen Literaturproblem nebst einer kleinen Strafpredigt an das Publikum." —

3. Es liegt uns fern, alle Gedanken des literarisch umsichtigen Pfarrers von Piesport zu unterschreiben, noch in allem die Form seiner Darbietungen zu billigen. Auch ist mit einer aphoristischen Broschüre das Problem nicht erschöpfend gelöst, was ja auch nicht in Mumbauers Absicht lag. Klärend und belehrend wirkt seit Jahren die bekannte „Bücherwelt", die sicherlich nach dem Kriege noch erfolgreicher ausgebaut und verbreitet werden kann. Vergessen sind noch nicht die geistreichen Fehden zwischen Alex. Baumgartner und Kralik einerseits, Karl Muth und den Getreuen des Hochlands andererseits. Gehaltvoll und der gegenwärtigen Meinungsaufklärung sehr dienlich ist die Broschüre von Dr. J. Froberger: „Unsere literarischen Aufgaben".[1])

4. Nach dieser kurzen Literaturangabe sei es gestattet, auf die obenerwähnten wichtigsten Gesichtspunkte des Problems „Literatur und Kritik" näher einzugehen. Was wir in dem folgenden geben, soll keine Auffrischung schon andererseits vorgetragener Gedanken sein, vielmehr dürfen wir bescheiden sie als „Ergänzungen" charakterisieren: Es sind folgende:

I. Die Literatur in ihrer spezifisch belletristischen Erscheinung ist ein Krongut des intellektuellen Erkennens und des individuellen Gemütsausdruckes.

II. Demgemäß partizipiert das literarische Schaffen nach Inhalt und in mancher Hinsicht auch nach der Form an der grundsätzlich gearteten Welt- und Lebensbegründung.

[1]) Wir weisen zur Ergänzung noch auf folgende Literatur hin: Falkenberg: „Katholische Selbstvergiftung", Beitrag zu der Frage: Was soll der gebildete Katholik lesen? 1. u. 2. Aufl., 1903. Derselbe: „Wir Katholiken und die deutsche Literatur", 1./5. Aufl., 1909. Derf.: Jugendlektüre und Kulturleben, 1912. Ferner Karl Muth: „Wem gehört die Zukunft? Aus dem literarischen Leben der Gegenwart", 1893. Derf.: „Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?" Literarische Gewissensfrage, 1. u. 2. Aufl., 1898. Derselbe: „Die literarischen Aufgaben der deutschen Katholiken", 1899. Derselbe: „Die Wiedergeburt der Dichtung: Gedanken zur Psychologie des katholischen Literaturschaffens", 1909. — Außerdem R. von Kralik: „Die deutschen Klassiker und der Katholizismus", 1903. Derf.: „Das 19. Jahrhundert als Vorbereitung und Erneuerung einer religiösen und nationalen Kultur", 1905. Derselbe: „Das katholische Kulturprogramm", 1908; „Katholizismus und Nationalität", 1909: „Die katholische Literaturbewegung der Gegenwart", 1./7. Aufl., 1909; „Ein Jahr katholische Literaturbewegung", 1910. Ferner K. Decurtins: „Erster, zweiter und dritter Brief an einen jungen Freund" (Ueber Reformkatholizismus und Modernismus in der Literatur", 1907/10. — Besonders erwähnenswert sind die Aufsätze von Alex. Baumgartner in den Laacher Stimmen, die später als Separatabdruck erschienen und die verschiedenen prinzipiellen Darlegungen von Her. Hertz. Daneben läuft eine buntgemischte Serie von Aufsätzen in Zeitschriften und Tageszeitungen, in Broschüren und größeren literaturhistorischen Werken, die aufzuzählen sich hier schon aus dem Grunde erübrigt, weil man dort mit vielfacher Ignoranz der christlich-katholischen Welt- und Lebensanschauung zu kämpfen hat und Varianten von ästhetischen Grundsätzen begegnet, die nur in der Philosophie des modernen Idealismus eine Erklärung finden. Abschließend sei hier gesagt, daß es nicht angängig ist, überhaupt sich bei den Gegnern Orientierung über literaturkritische Prinzipien zu holen; man soll das Gute selbstverständlich dankbarst annehmen, aber es ist nicht notwendig sich mit fremden Federn zu schmücken, um so „den modernen Menschen" zu markieren. „Sieh', das Gute liegt so nah'"; dieses Goethesche Wort gilt auch für unsere katholische Literatur.

III. Es gibt daher eine Belletristik mit erkennbarem und würdevoll ausgeprägtem konfessionellen, in unserem Falle katholischen Charakter.

IV. Diese so spezifizierte „schöne Literatur" enträt nicht der fundamentalen Kultur- und Lebensforderungen, sondern entnimmt aus ihnen Motive zur Schaffens- und Willenskraft und führt sie zur idealen Seins- und Lebenshöhe.

V. Endlich erfordert diese lebenswahre und zeitentsprechende katholische Literatur eine wohlverdiente Beachtung im literarischen Arbeiten der Zeit, besonders bei den Glaubensgenossen. — — —

5. Bei der Aufstellung dieser am wichtigsten uns erscheinenden Gesichtspunkte des Problems „Literatur und Kritik" schließen wir uns einem Leitmotive an, das Joh. Mumbauer in seinen „Allerhand Literatur-Schmerzen" S. 4 ausspricht: „Was insonderheit die katholische Literatur betrifft — ich habe . . . die schöne Literatur im Auge . . ., so möchte ich bemerken, daß die Menge der Kontroversschriften die eigentliche Streitfrage nicht geklärt zu haben scheint; im Gegenteil dürfte gerade die Tatsache, daß immer wieder neue Broschüren bis zur Gegenwart, also seit Jahren erschienen und erscheinen müssen, darauf hindeuten, daß eine Verständigung noch keineswegs erzielt ist." Es ist in der Tat richtig: „Zuerst müßte doch einmal ein gemeinsamer katholischer Literaturwille und aus diesem resultierend ein klar erkannter gemeinsamer Literaturweg da sein. Da sie, wie kein Einsichtiger ernstlich leugnen wird, leider noch nicht da sind, so müssen wir sie uns eben erst erringen, also erkämpfen; auch hier ist schließlich ‚der Krieg der Vater aller Dinge'." Soweit Joh. Mumbauer.

Mit diesen Worten hat der um die Entwicklung und Geltendmachung unserer katholischen Literatur sehr verdiente Mumbauer eine wirklich klaffende Wunde schonungslos aufgedeckt, und es heißt nach wie vor, Einigkeit in der prinzipiellen Würdigung der katholischen, wie überhaupt der gesamten zeitgenössischen Belletristik erstreben. Das allzu vorsichtige Hin und Hertasten kann auf die Dauer nichts helfen und bei aller Bereitwilligkeit allseitig den getätigten guten Willen anzuerkennen, kommen wir, wie die Erfahrung der letzten zehn Jahre erweist, und selbst die Literaturbewegung im Kriege offenkundig werden ließ, ohne eine klare und entschiedene literarische Geistesrichtung, ohne einen „Literaturwillen" und einen „Literaturweg" einfach nicht weiter: „Wie man darüber auch denken mag, eines ist sicher: die katholische Literaturfrage ist . . . noch lange nicht abgeschlossen, sie bleibt einstweilen Problem" (Mumbauer a. a. O. S. 5). Und dieses Problem „Literatur und Kritik" muß gelöst werden. Wie aber? Versuchen wir es einmal nach den oben kurz skizzierten fünf Gesichtspunkten.

I.

Die Literatur in ihrer spezifisch belletristischen Erscheinung ist ein Krongut des intellektuellen Erkennens und Schauens und des individuellen Gemütsausdruckes. 1. Eine handliche Orientierung über die Literaturphilosophie und Literaturpsychologie

besitzen wir einstweilen noch nicht. Vorhandene Ansätze sind zu einer erschöpfenden Darstellung noch nicht gekommen, wenngleich Ernst Elsters Buch: „Prinzipien der Literaturwissenschaft, Halle, Bd. I, 1897, Bd. II, 1911, eine beachtenswerte Leistung auf diesem Gebiete immerhin bleibt. Schon Erich Schmidt war sich in seiner Antrittsvorlesung „Wege und Ziele der Literaturgeschichte", 1880 (2. Aufl., Berlin, Weidmann, 1902), bewußt:

„Literaturgeschichte soll ein Stück Entwickelungsgeschichte des geistigen Lebens eines Volkes mit vergleichenden Ausblicken auf die anderen Nationalliteraturen sein . . . Wir fragen jeden, wie er es mit der Religion hält und welcher Art der religiöse Geist des Elternhauses war. Ist er Katholik, Protestant, Jude und von welcher Schattierung? Christ, Unchrist, Widerchrist, Pietist, orthodoxer Rationalist? Oder Konvertit und warum? Ist es eine Zeit oder Toleranz oder der Unduldsamkeit, des Glaubens oder der Skepsis, der Stagnation oder Neubelebung auf religiösem Gebiete? . . . Die politischen Zustände sind, gleich den religiösen, zu mustern. Krieg oder Friede, Hebung oder Druck, Mißstimmung oder frohe Sicherheit, Indifferentismus oder Parteinahme? Um den Bildungsgang des einen zu verfolgen, muß man die Erziehung, den Zustand in der universitas literarum und das Ue ergewicht einzelner Wissenschaften, die Tendenzen der Forschung, die Lebensanschauung, die Geselligkeit nach Frivolität oder Willensstrenge, Freiheit oder Gebundenheit erfassen" (a. a. O. S. 466 ff.).

2. Aus diesen wenigen Notizen geht zur Genüge hervor, wie E. Schmidt, ein anerkannt hervorragender Literaturkritiker, betont, daß der einzelne Vertreter der schönen Literatur aus seinem intellektuellen Erkennen und Schauen und individuellen Gemütsempfinden geschöpft und als Kind seiner Zeit für seine Zeit und die Folge seinem Kunst- und Kulturwerk Geist und Blut von seinem eigenen Ich mitgegeben hat. Daraus folgt aber die prinzipielle Tatsache, daß die Literatur im weitesten und engsten Sinne auf belletristischem Gebiete das Erkennen und Empfinden ihrer Entstehungszeit relativ getreu wiedergibt. Handelt es sich um historische Romane, um epische Schilderungen mit lyrischem oder dramatischem Einschlag, dann wird die Kritik wiederum das historisch-Abgeschlossene von der subjektiven Ergänzung, Ausschmückung und Ummodelung des schaffenden Dichters zu trennen haben. In jedem Falle ist aber daran festzuhalten, wie die Untersuchungen von H. Falkenheim (Kuno Fischer und die literarische Methode, Berlin, 1892), von E. Elster (Die Aufgaben der Literaturgeschichte; akademische Antrittsrede, Halle, 1894), vor allem auch die ästhetischen Essays von J. Volkelt[1]), M. Diez[2]), Fr. Vischer[3]), H. Bahr[4]), Ad. Bartels[5]),

[1]) J. Volkelt: „Zwischen Dichtung und Philosophie", 1908.

[2]) M. Diez: „Die Theorie des Gefühls zur Begründung der Aesthetik", 1892. Ist bedeutender, als E. Elster meint.

[3]) Fr. Vischer: „Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen", 1848.

[4]) H. Bahr: „Essays", 2. Aufl., 1913.

[5]) Ad. Bartels: „Kritiker und Kritikaster", 1903. Ad. Bartels gehört zu den Literaturhistorikern, die entschieden geneigt sind, einen objektiven Standpunkt nach bestem Wissen und Gewissen zu gewinnen. Wenngleich auch zuweilen sein Urteil recht scharf ausfällt, niemals ist es unmotiviert, und er bemüht sich, auch der spezifisch-katholischen Literatur gerecht zu werden.

Baudelaire[1]), Baumgartner[2]), A. Biese[3]), O. Böckel[4]) es beweisen, daß dem Dichter ein wohlerwogenes intellektuelles Erkennen und Schauen eigen ist, und er somit *seine Welt- und Lebensanschauung in sein literarisches Kunstwerk hineinträgt*. Die Dichtung ohne das persönliche Interesse des Künstlers ist ein Gebilde ohne Blut und Leben, und dem scharf zusehenden Kritiker wird es nicht entgehen, ob er es mit „literarischen Kindern des eigenen Ichs oder mit adoptierten" zu tun hat. — *Diesen Gedanken sollte man endlich doch als Basis jeder Literaturkritik betrachten*, um sogleich ermessen zu können, was von jenen Romanen, Novellen, Epen, Dramen und lyrischen Ergüssen zu halten ist, deren Inhalt dem Dichter entweder infolge seiner anders gearteten Welt- und Lebensanschauung fern lag, oder die er in ihrer historischen Gestalt herübernahm, um sie in seine individuelle Denkungsform zu gießen; in beiden Fällen sind wir dem Kern der Wahrheit fern, und es kann nicht eintreten, was der alte Horaz verlangt, daß die Dichter nützen und erfreuen wollen. Andererseits aber bestätigt sich die oft verkannte und manchmal ungern gesehene Tatsache, daß das *poetische Kunstwerk den innigsten Anteil am Denken und Empfinden seines Meisters hat, widrigenfalls es den Ehrentitel eines Kunstwerkes verliert*.

3. Hieraus ergibt sich aber für die Kritik die ernste Pflicht, das literarische Kunstwerk nicht allein in sich zu betrachten, sondern auch die „Herzensadern des Künstlers" kennen zu lernen, aus denen das Blut für das Leben des Kunstwerkes geflossen ist. — Hier tritt die „*Psychologie der Literatur*", besser, die experimentelle Psychologie des schaffenden Dichters in ihre Rechtsschranken und führt uns geheimnisvoll in die wissenswerten Geheimnisse der Seelenkämpfe, aber auch des Seelenfriedens mancher Literaturgrößen. Al. *Stockmann*, der hochverdiente, umsichtige Kritiker, hat in der Neuausgabe des Baumgartnerschen Goethes uns praktisch gezeigt, wie die psychologisch fein ziselierte Analyse manches willkommene Licht über den Wert oder Unwert einer Dichtung verbreitet; somit muß die Literatur-

---

[1]) *Baudelaire*: „Abhandlungen und ästhetische Schriften über Literatur", 1901.

[2]) A. *Baumgartner*: Ergänzungsband zu den Bänden der Geschichte der Weltliteratur zu Bd. I—VI, 1911.

Gerade A. Baumgartner gebührt das große Verdienst, infolge seines allseitigen und nicht selten auch tiefgehenden Wissens in der Weltliteratur in gewissem Sinne eine *vergleichende* Literaturkritik zu üben, um dabei den *allgemeingültigen Literatur- und Kritik*prinzipien eine durchgreifende Begründung zu geben. Leider war ihm diese letzte Ernte seiner Lebensforschung nicht mehr möglich. —

[3]) A. *Biese*: „Deutsche Literaturgeschichte", Bd. I—III, 6. Aufl., 1913. Leider gelingt es Biese nicht immer, den oben erwähnten Forderungen Erich Schmidts gerecht zu werden.

[4]) O. *Böckel*, Psychologie der Volksdichtung, 1903. Zu erwähnen sind in diesem Zusammenhange auch „Die Briefe über einen deutschen Roman" von Julius Rodenberg an Enrica Handel-Mazzetti, 1911. Ebenso *Lublinski*: „Bilanz der Modernen", 1904, und „Ausgang der Modernen", 1908, sowie K. Sell: „Die Religion unserer Klassiker", 1904. M. Wundt: „Goethes Wilhelm Meister und die Entwickelung des modernen Lebensideals", 1913.

kritik ernstlich sich vertraut machen mit den psychologischen Erkenntnissen des modernen Experiments. Es ist verfehlt, ohne weiteres den eigenen Maßstab des subjektiven persönlichen Erkennens und Empfindens an ein poetisches Kunstwerk anzulegen, es ist aber auch ebenso verkehrt, das Denken und Wollen des fraglichen Dichters als allein ausschlaggebend zu bezeichnen, notwendig und rettend ist das Prinzip: Den Maßstab der in gründlicher Forschung als einzig wahr erkannten Lebens- und Weltbegründung zu verwenden, um den dauernden ethisch-ästhetischen Wert einer Dichtung zu erkennen und zu begründen.

„Die moderne Psychologie hat uns Maßstäbe an die Hand gegeben, durch welche die Zergliederung des Inhalts mit nahezu derselben wissenschaftlichen Exaktheit ausgeführt werden kann, wie die der Sprache oder Metrik eines Autors. Man muß nur stets seine Aufmerksamkeit auf die mannigfaltigen Formen des Vorstellungs- und Gefühlsverlaufs gerichtet halten, eine jede Aeußerung psychologisch interpretieren und einordnen, und man gelangt zu einer Anschauungsweise, durch die vieles klarer, schärfer und namentlich viel eitiger beleuchtet wird . . . wie der Grammatiker das einzelne Sprachdenkmal wissenschaftlich analysieren kann, da nur er die Gesetze und die Entwickelung des Sprachlebens überblickt, so wird auch die Erörterung der inhaltlichen Eigenschaften praktischer Erzeugnisse erst dann wissenschaftlich befriedigt ausfallen, wenn sie sich auf die Einsicht in die Gesetze und die typischen Betätigungsformen des poetischen Denkens und Fühlens gründet" (E. Elster a. a. O. S. 4 f., von uns gesperrt). „Es gilt hier, die Vorstellungsseite von den Gefühls- und Willensimpulsen zu scheiden; daher werden zunächst die Phantasie- und Verstandesbetätigungen des Dichters, hierauf das Gefühlsleben und die Lebensanschauungen behandelt, die beide in engem Zusammenhange miteinander stehen" (a. a. O. S. 5).

4. Hieraus ergibt sich aber umgekehrt, daß die erfolgreiche Kritik auch praktisch diesen unverkennbar richtigen Maßstab anlegen muß, will sie didaktisch den hohen Wert oder weniger hohen Wert eines Werkes für eine das Erkennen, sittliche Wollen und ästhetische Zartempfinden fördernde Lektüre ergründen. Es ist nicht angängig, hier mißtrauisch, argwöhnisch oder gar verzweifelnd das weite Arbeitsfeld dieser ersten Stufe des Problems „Literatur und Kritik" preiszugeben, im Gegenteil, die katholische Literaturkritik muß sich hier wissenschaftlich jeder zeitgenössischen Kritik gewachsen fühlen und in monographischer, — später erst in zusammenhängender Weise dieses ergiebige Literaturfeld bearbeiten. Gewiß sind mit dieser vorerst verstandesmäßigen Erörterung die hier einschlägigen grundsätzlichen Fragen noch nicht erledigt; es soll auch Mumbauer (a. a. O. S. 5) gegenüber gern zugegeben werden, „daß der Intellekt bei weitem nicht den ganzen gewaltigen Zusammenhang von wichtigen und weittragenden Umständen und mit dem gesamten nationalen Wesen auf das innigste verankerten Interessen, den man mit dem Worte Literatur zusammenfaßt, erschöpfen kann, daß hier vielmehr auch Wille, Gemüt, Ueberlieferung und eine ganze Menge von Imponderabilien mitsprechen", allein gerade deshalb muß ein Anfang mit der psychologischen Würdigung des Dichters und seines Werkes gemacht werden; denn nur so stellen wir uns „mit beiden Beinen", um mit Mumbauer zu sprechen, „auf den Boden des Tatsächlichen", nur so erfassen wir mit dem

gleichen Maßstab „die geistige Wesensart des Deutschen", wie jedes Dichters überhaupt, nur so ergründen wir insonderheit „die geistige Wesensart des katholischen Volksteiles in seiner geschichtlichen Entwicklung und vor allem die kulturellen Schicksale des deutschen Katholizismus in den drei oder vier letzten Jahrzehnten". Gerade so wird das „psychologische Moment" als grundlegend und wegweisend berücksichtigt. Dieses „psychologische Moment" ist aber nicht allein in „gewissen gewohnheitsmäßigen Anschauungsweisen und Denkrichtungen, jenen wichtigen Stimmungen der Massen wie der Einzelnen, die auf Ueberlieferungen, Erfahrungen, Gruppierungen und Denkrichtungen u. dergl. beruhen und in ihrer Tragweite gar nicht überschätzt werden können", erschöpft, vielmehr geht es von dem subjektiven Erfassen des Lesers, hier des katholischen Lesers über zu der objektiven Ergründung und allseitig sachlichen Würdigung des in Frage stehenden Literaturdenkmals und seines Meisters, um dann mit Hilfe von Logik, Ethik und Aesthetik eine bejahende oder verneinende Stellung des Kritikers zu ermöglichen und abschließend in pädagogischer Form die Lektüre eines Werkes zu empfehlen oder davor zu warnen und es in seinem Wert oder Unwert zu erfassen.

5. Auf Grund dieses psychologischen Maßstabes ist es ferner möglich, die Motive und vorausgehenden Ursachen zu erkennen, warum der katholische Volksteil an dieser oder jener Literaturgattung so wenig beteiligt war, warum in dem Lager einer atheistisch-frivolen Geistesrichtung Romane, lyrische Dichtung usw. wie Pilze aus dem nach dem Diesseits treibenden Boden schossen, warum die heikelsten Gegenstände unter den schwülsten Situationen sich eine poetische Schilderung gefallen lassen mußten, und diese so entstandene Literatur bei den Gleichgesinnten Verständnis, Anklang, Billigung, Abnahme und unter Lobeserhebungen eine verhängnisvolle Verbreitung fand. Warum fanden denn die Zoten eines Langbeins großen Absatz, während die Lieder Stolbergs nach seinem Uebertritt zur katholischen Kirche kaum beachtet wurden? Videant consules! Dem katholischen Christen ist es vom Standpunkte seines religiösen Erkennens und sittlich gewissenhaften Wollens eben unmöglich, sagen wir es offen, vom „Gewissen" aus unerlaubt, an einer Literaturgattung sich zu beteiligen, wie sie uns die Moderne um G. Hauptmann, Sudermann, H. Tovote usf. geschenkt hat. Darin liegt zunächst ein eminent großer Vorteil in intellektueller und ethischer Hinsicht, andererseits ist damit ein Ansporn gegeben, dem katholischen Dichter im Urteil gerecht zu werden und sein individuelles Wollen und Streben psychologisch zu verstehen und mit Rat und Tat zu unterstützen. Die Literatur, d. h. das literarische Schaffen unserer christlichen Künstler und Dichter muß zunächst in diesem Sinne beeinflußt werden und wird zielgemäß auch gefördert, und nur zu bedauern wäre es, wenn die der christlichen Weltanschauung entgegengesetzte, oft feindliche Seinsbegründung das literarkritische Erkennen und Urteilen beeinflußt und so eine Verwirrung der wahren Lebensideen im Gefolge hätte. „Denn hier kommt es gerade darauf an, festzustellen" und zu erreichen, daß „die Beeinflussung der Literatur im Sinne unserer Weltanschauung möglichst groß sei, und das ist es gerade, was wir beklagen, daß der Literaturbetrieb zu einseitig im

Sinne unserer Gegner beeinflußt wird" (Mumbauer a. a. O. S. 12). Die freudige Erkenntnis der hohen Lebens- und Kulturbedeutung der katholischen Wahrheit wird wesentlich auf die Produktion in der belletristischen Literatur einwirken, und die Geschichte der mittelalterlichen Literatur, besonders des mittelhochdeutschen, epischen und lyrischen Gesanges, bestätigt evident diese Tatsache. Die belletristische Literatur bleibt eben ein Krongut des intellektuellen Erkennens und des individuellen Gemütsausdruckes, und beide werden, wie die experimentelle Psychologie klar erweist, wesentlich von der persönlichen Welt- und Lebensanschauung beeinflußt. Damit kommen wir zur zweiten These:

II. Das literarische Schaffen partizipiert nach Inhalt und in mancher Beziehung auch in der charakteristischen Form an der grundsätzlich gearteten Welt- und Lebensanschauung. 1. Schon unter I ist es klar geworden, daß der „Dichter aus seiner Haut", um einen trivialen Ausdruck zu gebrauchen, nicht heraus kann. Er konzipiert, entwirft, schafft, ziseliert und vollendet nach seinem persönlichen Erkennen und Schauen, legt seine Welt- und Lebenserfassung als Maßstab an und wird infolgedessen auch mit seinen eigensten Ideen immer wieder von seinem höchsten und innigsten Denken und Empfinden mitteilen. Hier treten nun die harmonischen Kontakte zwischen Intellekt und Phantasie einerseits, Willen und Gefühlsempfinden andererseits ins Gesichtsfeld der wissenschaftlichen Untersuchung. Es läßt sich nicht verkennen, daß sehr viele der nichtkatholischen Dichter wohl orientierte Psychologen waren und es geradezu meisterhaft verstanden haben und noch verstehen, an psychisch physische Erscheinungen anzuknüpfen, die aus vielen erkennbaren Gründen in vielen Gesellschaftskreisen, bei ungezählten Individuen dem Verstande und dem von ihm geleiteten Willen gegenüber prävalieren. Intellekt, Phantasie, Wille und Gefühl werden nicht aus sich spontan bestimmt, sondern unterstehen einem psychischen Einflusse von seiten innerer und äußerer Agentien. Zu den ersteren gehört die individuelle Welt- und Lebensanschauung mit ihren vielverzweigten Einzelzügen im Erkennen, ethischen Handeln und ästhetischen Empfinden; zu den letzteren sind die Einflüsse zu rechnen, die von gleichgesinnten Menschen, von konfessionellen Kulthandlungen, von ethnologischen und völkischen Eigenheiten ausgehen usw. Man kann hier füglich unterscheiden zwischen dem Individuum des Dichters in seiner konkreten Eigenart und dem dichterischen Individuum inmitten der inneren und äußeren Einflüsse, soweit sie Intellekt, Phantasie, Wille und Gefühl umgeben. Wenn die Poesie, wie E. Elster a. a. O. S. 73 es fordert, „die Gefühlswerte des Lebens erschließen" soll, so muß eine statische Sicherheit in der Beurteilung dieser Gefühlswerte des Lebens erreicht sein, und diese ist gegeben mit der grundsätzlichen Welt- und Lebensanschauung. Abgesehen von allgemeinen Bedingungen, die durch den Grundcharakter der menschlichen Natur, in der konstanten Fundamentalveranlagung der Psyche überhaupt bestimmt sind, wird Verstand, Phantasie, Wille und Gefühl durch die markanten Züge einer festbegründeten Welt- und Lebensauffassung noch besonders entweder wohltätig oder nachteilig beein-

einflußt. Hier haben wir das spezielle Gebiet der psychologischen Analyse des Dichters in seinem Schaffen und Gestalten. Schon die Phantasie konzipiert in ihrem Bilderreichtum den grundlegenden Gedanken, schafft eine einheitliche typische Vorstellung, gewinnt so das „Grundmotiv" und arbeitet mit Gedankenauflösung und Gedankenverknüpfung. „Die Hauptmerkmale der Phantasie bestehen darin, daß sie ein Denken in Anschauungen ist, und daß sie durch reichen Zufluß der Assoziationen originelle Verbindungen, Kombinationen der Vorstellungen ermöglicht" (Elster a. a. O. S. 93). Elster untersucht gerade das Zusammenwirken von Verstand und Phantasie beim dichterischen Schaffen. „Die hauptsächlichsten Eigenschaften des phantasie- und verstandesmäßigen Denkens, die wir bei der Würdigung des einzelnen dichterischen Genies im Auge behalten müssen, sind demnach:

1. Phantasie:

a) Anschaulichkeit; dabei Fähigkeit, das herrschende Grundmotiv festzuhalten;

b) Kombinationsgabe; dabei glückliche Einfälle und die Art der Konzeption.

2. Verstand: Frage:

a) Wieweit läßt der Dichter das begriffliche Moment in seinen Schöpfungen unmittelbar hervortreten?

b) Wie weit darf sich die Phantasie durch begriffliche Verstandeseinsichten unterstützen lassen? Dabei: Regelung des Grundmotivs durch den Verstand; Begriff der Idee;

c) induktive und deduktive Verstandesanlage.

3. Beiden gemeinsam:

a) Deutlichkeit, Schärfe, Schnelligkeit, Originalität, Uebersicht und Umfang;

b) Rezeption und Produktion (a. a. O. S. 103 f.).

Dieses „blutlose" Schema dürfte nicht ganz ungeeignet sein, erkennen zu lassen, wie die grundsätzliche Welt- und Lebensauffassung auf Phantasie und Verstand motivierend, ergänzend, belehrend, mahnend, fördernd, befriedigend einwirken kann und tatsächlich eingewirkt hat. Denn es läßt sich doch

2. nicht verkennen, daß die „grundsätzliche Anschauung" allmählich zur zweiten Natur wird und werden soll und somit auf das gesamte Denken, Wollen und Empfinden wesentlich einwirkt. Es würde uns zu weit führen, wollten wir das im einzelnen näher begründen und erweisen. Die „Divina comoedia", das „Psalmenbuch", das antike Epos, die Lyrik der Griechen, die Dichtung des Mittelalters und der Renaissance und nicht zuletzt die Ueberreste althochdeutscher Lieder und poetischer Erzählungen sind ein evidenter Beweis dafür, geben aber auch andererseits wieder das Mittel an die Hand, wie die prinzipielle Lebens- und Weltbegründung das dichterische Schaffen beeinflußt, somit die katholische Ueberzeugung dem Dichter einen spezifisch gearteten „Literaturweg" vorschreibt, weil sie einen ebenso gearteten „Literaturwillen" bedingt. Diese Tatsache verkennt man zu sehr, und bei der Kritik wird kaum beachtet und ist zu oft verkannt worden, „daß zwei Fak-

toren allemal das Genie (also auch das Dichtergenie) erzeugen: Die Zeit und die gewaltige Kraft, die Zeit zu deuten, ihre schlummernden Ideen zu wecken, ihre Aufgaben zu vollstrecken. . . . Auch das Genie wurzelt in der Zeit, in der Nation, und gerade durch seine Leistungen wird die Norm des zeitgemäßen und national empfundenen Gehaltes der Poesie am glänzendsten bestätigt. Eine unhistorische, nur dogmatisch-ästhetische Literaturbetrachtung wird gerade bei der Analyse der höchsten geistigen Leistungen notwendiger Weise scheitern" (Elster a. a. O. S. 108). Es kommt also auf die prävalierenden Ideen im persönlichen Leben des Dichterindividuums und der es umgebenden Zeit an. Beide können ergänzend und so fördernd wirken, oder die einen können den anderen entgegengesetzt und somit hinderlich sein. — Damit ist aber der letzte und tiefste Grund gegeben, warum die katholische Literatur angeblich stagniert oder im Rückschreiten begriffen sein soll: Die Ideen des katholischen Dichters, falls er mit vollster Ueberzeugung katholisch ist, kontrastieren mit den prävalierenden intellektuellen, ethischen und oft auch ästhetischen Ideen des Zeitgeistes. Halte man doch ein für allemal an dieser Tatsache psychischen und noëtisch-historischen Inhaltes fest! Alle Erklärungsversuche müssen somit von dem oben erwähnten Prinzip und dieser Tatsache ausgehen, und darin hat Mumbauer unwidersprochen recht! „Das katholische Volk muß auf einen solchen kulturellen Standpunkt gebracht werden, daß es von selbst nach guter Literatur verlangt, daß es solche selbst sucht und für ihren Erwerb Opfer zu bringen bereit ist" (a. a. O. S. 35).

3. Es leuchtet sofort ein, wie weit das katholische Volk von diesem kulturellen Standpunkt noch entfernt ist, indem sein Blick, seine Aufmerksamkeit, sein ästhetisches Empfinden noch nicht genügend auf diese Tatsache und Forderung hingelenkt worden ist. — Wie aber das katholische Volk in seinem weniger gebildeten Teil dazu geführt werden kann, ist von den katholischen ländlichen und Stadtbüchereien erkannt worden und ist eine vorzügliche Lebensarbeit des Borromäusvereins. Wie der gebildete Teil des katholischen Volkes zu der Würdigung dieser Tatsache und ihrer Konsequenzen geführt werden kann, ist wohl kein psychologisches Rätsel mehr, scheitert nur an der beklagenswerten Erscheinung, daß gebildete Katholiken in der folgerichtigen Erkenntnis und Würdigung dieser psychologischen Tatsache eine gewisse Einseitigkeit in der Bildung erkennen wollen und gar nicht bedenken, daß andersgläubige Leser unbesehen diesen Vorwurf über sich ergehen lassen und bekanntlich denken: „Catholica sunt, ergo non leguntur." Hier ist eine bedauernswerte Kluft im katholischen Denken, Handeln in manchen gebildeten Gesellschaftskreisen katholischer Richtung, und die Uneinigkeit ist hier der Feind und Zerstörer des literarischen Erfolges. Die Ausreden von der allseitigen Bildung verfangen schon aus dem Grunde nicht mehr, weil in vielen katholischen Familien die katholische Literatur geradezu stiefmütterlich behandelt wird, damit aber indirekt die erfolgreiche Produktion der katholischen Belletristik stark unterbunden wird. Wie diesem Uebelstande abgeholfen werden kann und muß, ist die Sorge der literari-

schen Bewegung auf katholischer Seite in den letzten Jahrzehnten; hier sei grundsätzlich folgendes betont: Die katholische Welt- und Lebensauffassung muß in ihren vollwertigen intellektuellen, ethischen und ästhetisch-kulturellen Errungenschaften wieder dem gebildeten, wie auch besonders dem weniger gebildeten katholischen Volksteile durch streng wissenschaftliche und wissenschaftlich-populäre Aufklärung und Belehrung zum Bewußtsein gebracht werden. Nach dieser Richtung hin ist eine tiefschürfende, kulturelle Höheerziehung erforderlich, damit endlich der katholische Mann aus sich heraus kraft eines erkannten und wohlgepflegten Pflichtgefühls nach katholischer Literatur greift; dann stimmen wir Mumbauer gern zu, wenn er a. a. O. S. 36 ausführt: „Wie ganz anders liegt die Sache, wenn der Mann aus dem Volke aus sich selbst heraus zum Erwerb eines ihm zusagenden Buches, zum Halten einer ihn fesselnden Zeitschrift sich entschließt!" Das wird aber erst dann der Fall sein, wenn bei aller Hochachtung jeder anders gearteten religiösen Ueberzeugung der katholische Mann den hohen sittlichen und kulturellen Wert seiner Glaubensrichtung kennt und bewußt mannhaft vertritt. Dazu hilft aber die schrittweise Geltendmachung der grundsätzlichen Welt- und Lebensansicht in den literarischen Werken.

4. Denn unverkennbar kommt diese Geltendmachung auf nicht katholischer Seite in allen Variationen vor. Ja, es benützen viele Dichter, die nicht auf katholischem Standpunkte stehen, ihr individuell-intellektuelles Erkennen und poetisches Schauen, d. h. ihre dichterische Kunst, um ihre innersten und persönlichsten Welt- und Lebensideen, in die poetisch zusagende Form gekleidet, in alle Welt zur weitesten Propaganda zu senden. Ist doch für viele Künstler auf literarischem Gebiete, besonders in der Lyrik und Dramatik, die Poesie das nicht mehr ungewöhnliche Mittel einer sogenannten Lebensbeichte. Man denke nur an Goethe, an Dante, an Molière, an Shakespeare, an die Propheten des Alten Bundes, an die Vedadichtung, vor allem an die modernste Lyrik einer Annette von Droste-Hülshoff, einer Luise Hensel usf., um die Wahrheit und die psychologischen Tatsachen im individuellen Dichterschaffen zu erkennen und zu verstehen. — Warum soll es auf dem Gebiete der katholischen Dichtung anders sein? Warum soll hier die noëtisch-religiöse, die ethisch-soziale, — die ethnologisch-völkische Geistesrichtung nicht jenen markanten Einfluß haben und erhalten, der den Höhengang unserer katholischen Literatur wesentlich mitbedingt? Warum aber denn noch streiten über Inferiorität in der schönen Literatur, wo es nicht auf die Quantität, sondern vorherrschend auf die Qualität ankommt, wie Mumbauer mit Recht nachdrucksvoll betont. Daraus folgt aber endlich, daß die katholische Literaturforschung, besonders die didaktische Kritik, zunächst alles aufbieten muß, um die wirklichen Goldkörner der christlichen Literatur vorzüglich in belletristischer Richtung dem katholischen Volke, wie überhaupt allen Freunden wahrer, dauerhafter, literarischer Kunst zugänglich zu machen. Es fehlt uns eine poetisch gelungene Uebersetzung der Psalmen und der Weisheitssprüche des Alten Testamentes; es sind nur schwache Ansätze, wie die Bemühungen Storks und Schlüters, die erhabenen Heldengedichte katholischer Dichter und Nationen uns zu vermitteln; wir haben noch keine den modernen Poesieformen angepaßte schwung-

volle Wiedergabe, bezw. Uebersetzung der christlichen Literatur des deutschen Mittelalters, der dichterischen Werke lateinischer und byzantinischer erstklassiger Dichter. Wer hat denn bis jetzt Dante, Torquato Tasso, Milton, Fortunatus u. a. in deutscher kongenialer Nachdichtung uns näher gebracht? Und doch muß und kann von einem berufenen Katholiken diese Kulturarbeit geleistet werden! Die Nichtbeachtung der katholischen Literatur liegt denn doch tiefer, als manche ahnen und begreifen können.

III. Es gibt daher eine Belletristik mit erkennbaren und würdevoll ausgeprägtem konfessionellen, in unserem Falle katholischen Charakter.

Mumbauer hebt in seiner Broschüre mit Recht hervor:

„Es fehlt uns noch immer trotz allem Gerede von der ‚Kulturmission der Kirche' und ihren kulturfördernden Kräften an der rechten Würdigung und Schätzung der Literatur und ihrer Bedeutung, an der Ueberzeugung von ihrer nicht bloß äußerlichen, sondern auch inneren Notwendigkeit .... Die Belletristik, d. h. die Literatur zur künstlerischen Pflege der Dichtung im weitesten Sinne, ist in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit das Stiefkind geblieben." ... Haben sich die Leute, die eine so oberflächliche Auffassung vom Wesen der echten Kunst und der Bedeutung des Aesthetischen haben, „einmal den gewaltigen Einfluß der so vielfältig betrachteten Romane usw. auf die Bildung jener Gesamtheit von seelischen Veranlagungen, die man ‚Weltanschauung' im Sinne von Weltdeutung zu nennen pflegt, recht klar gemacht? ... Ein Volk bedarf neben den religiösen auch jener geistigen Energien, die ihm über die Möglichkeit jeder rein verstandesmäßigen Uebermittlung hinaus durch die Sprache der Kunst vermittelt werden. Eine wahrhaft und echt künstlerische Literatur gehört daher ebenso, mindestens ebenso zu den Lebensnotwendigkeiten eines Volkes, das nicht in Unkultur und Materialismus versinken soll, wie ein gesundes politisches Parteiwesen .... wir wollen nicht um die Sache herumreden, sondern das Kind beim rechten Namen nennen: Das mangelnde Kultur- und Literaturbedürfnis ist schuld an der Vernachlässigung der Literatur durch die Katholiken; und der Zustand wird nicht eher besser, als bis in die weitesten katholischen Volkskreise eine höhere Achtung und Schätzung der geistig-kulturellen Werte und Leistungen einzieht. Das ist der Kernpunkt der ganzen Frage und darum das A und O, das ich daher auch immer wiederhole. Wird da das Eis nicht gebrochen, dann helfen alle anderen äußerlichen Mittel, so klug sie ersonnen sein mögen, nicht" (a. a. O. S. 49 ff.).

Dieses ernste Wort ist zu berechtigt, hat aber einen tieferen Grund, als vielfach eingeräumt wird: Die Belletristik der konfessionellen, d. h. hier katholischen Geistesrichtung, ist zunächst zu wenig bekannt und gewürdigt, vielfach aber ist sie zu einseitig in der Form gerichtet, d. h. sie vergißt nicht selten die fundamentalen Forderungen der brauchbaren und künstlerisch hochstehenden „schönen Literatur"; man merkt allzusehr die Absicht und wird verstimmt. Hinzukommen folgende schwerwiegende Gründe:

1. Viele Gesellschaftsschichten, selbst in gebildeten katholischen Kreisen, haben tatsächlich ein mangelhaftes, zum wenigsten nicht genügend ausgebildetes Verständnis und Interesse für die literarischen belletristischen Schöpfungen im eigenen Glaubenslager; Erziehung und Bildungsweg, allzu großes und bereitwilliges Eingehen auf die Intentionen der freien, zügellosen Literatur mit ihren mannigfaltigen Ablegern, eine intensive Aufmerksamkeit auf der Hochschule für die christus- und kirchenfeindlichen Ideen, für die leicht annehmbaren, freizügigen, religiösen, ethischen, sozialen und ästhetischen Gedanken des vielfach verderblichen Zeitgeistes haben den entschiedenen

„katholischen Literaturwillen" auf Abwege gebracht und sind die nähere und so wirksame Ursache, daß man von einem „katholischen Literaturweg" nichts wissen will.

2. Hinzu kommt die beklagenswerte Tatsache, daß der weniger gebildete katholische Volksteil mit den literarischen Tages- und Zeitforderungen infolge ungenügender Belehrung zu wenig vertraut ist und damit auch kein praktisch wirksames Interesse an den Tag legt. *Hier ist wahre Volksbildung und literarisch-ästhetische Höherführung des katholischen Volkes durch belehrende Kursen, an Volksbildungsabenden, an sogenannten Elternabenden usf. dringend gefordert.* Man scheint das grundlegende pädagogische Moment in der Abhülfe dieses Uebelstandes nicht klar erkannt zu haben: *Ernste, ununterbrochene, geduldige, selbstlose Volksbildung ist da eine dringende Zeitforderung, besonders jetzt nach dem Kriege.*

In Großstädten sind vor dem Kriege literarische Vorlesungen 5—7 im Winter gehalten worden; sehe man sich aber den Inhalt dieser Vorlesungen, soweit sie im Buchform publiziert sind, einmal näher an, ist man wirklich einmal auf die Forderungen der konfessionellen Literatur näher eingegangen? Hat man versucht, psychologisch den Gedankengängen katholischer Literaten gerecht zu werden? Hat man dort es der Mühe für wert gehalten, die katholischen Zuhörer für ihre Literatur zu begeistern? Oder hat man es nicht gar unter seiner Würde gehalten, mit ausgeprägten psychologischen Verständnissen die feinen Fäden zu zeigen, die von den grundlegenden Geistes- und Naturforderungen zu den Höhen geläuterten christlichen Erkennens und sittlichen Wollens führen? Von alledem ist wenig oder gar keine Rede, und doch muß hier die Reorganisation einsetzen. Es würde uns wiederum zu weit führen, wollten wir die einzelnen Möglichkeiten aufdecken, wie da geholfen werden kann; in jedem Falle muß geholfen werden; denn Mumbauers ernste Strafpredigt besteht in dem oben zitierten Passus zu recht.

3. Erwähnt seien nur die Forderungen *guter katholischer Literaturgeschichten*, wie sie uns, abgesehen von Lindemann, Ettlinger, Salzer, Brugier Hamann und dem Torso von Baumgartners Weltliteratur noch fehlen. Salzer ist zu umfangreich und zu teuer: Hingewiesen sei auf die Notwendigkeit einer *guten literarischen Ecke in den Volkszeitschriften*, wie es der Hausschatz ist. — Hier muß die wissenschaftliche Belehrung mit der populären Darbietung Hand in Hand gehen. Nicht vergessen sei die Möglichkeit, in den bekannten katholischen Volkskalendern *eine literarische Rubrik* aufklärenden und belehrenden Inhaltes, betreffend die lesenswerte zeitgemäße Literatur, einzurichten. Auch dürften die katholischen Zeitungen auf dem Lande in bezug auf die literarische Arbeit an Rezensionen, sachliche Bücherempfehlungen etwas mehr zu tun verpflichtet sein, weil so wahre Volksbildung unter den Katholiken am leichtesten und erfolgreichsten verbreitet wird. Wir kommen auf diesen Punkt einmal besonders zurück.

IV. *Die so spezifizierte „schöne Literatur" enträt nicht der fundamentalen Kunst-, Kultur- und Lebensforderungen,*

sondern sie entnimmt aus ihnen Motive, Schaffens- und Bildungskraft und führt sie so zur idealen Seins- und Lebenshöhe. Dieser Gedanke ist allseitig angenommen; es dürfte nämlich von maßgebenden katholischen Kritiken in der belletristischen Frage einheitlich die Forderung gebilligt sein, daß für den katholischen Volksteil das Beste in der schönen Literatur gut ist und jede minderwertige Erscheinung fern zu halten sei. Das Beste in der Belletristik hat aber drei Bedingungen zu erfüllen. Zunächst muß es mit den grundlegenden Forderungen des religiös-sittlichen und sozial-ethnologischen, sowie des ästhetischen Naturempfindens übereinstimmen. Die Grundgesetze des Naturrechtes, die allgemeingiltigen Prinzipien der Ethik und Aesthetik sind normierend. Es liegt allerdings auf der Hand, daß hier bereits eine Scheidung der literarischen Geister eintritt, je nachdem sie sich an diese grundsätzlichen Normen gebunden erachten oder nicht. Sind belletristische Werke da, die abseits von diesen Fundamentalnormen ihre Ideen verbreiten, so kann ein gereifter Geist sie lesen, um ein sachlich fachmännisches Urteil abzugeben und vor derartigen belletristischen Elaboraten zu warnen. In jedem Falle kann man nicht verlangen, daß solche „schöne Literatur" besondere Beachtung findet, und es ist durchaus kein Gradmesser der Bildung, solche opera gelesen zu haben.

Außerdem hat die gute Belletristik die Bedingung der Lebenswahrheit und psychologischen Folgerichtigkeit zu erfüllen. Gegen diese Grundbedingung haben manche berufene Dichter gefehlt, und manche belletristische Leistung hat diesem Umstande ihren ephemeren Wert zuzuschreiben. Es ist nicht angängig, daß der Dichter von Gottes Gnaden alle Lebenserscheinungen schildert, wie es der krasse Realismus und Naturalismus in der Dichtkunst wollte und forderte; manches Denken und Handeln des menschlichen Geistes weist allzu bedenkliche, unästhetische und damit abschreckende Schattenseiten auf; die möge man mit dem Mantel echter verständnisvoller Menschenliebe verhüllen. — Hier wäre das Wirkliche unschön und abstoßend. Alles das, was der dichterische Künstler mit seiner Geisteskraft gestaltet, muß edel, wahr und schön sein und in seiner komischen, wie tragischen Wirkung den Gesetzen der Wahrheit und ethischen Gerechtigkeit entsprechen. „Der Dichter gibt sich den Eindrücken des Lebens mit schlichtem Anteil hin, und das Gefühl, das ihm hierbei erweckt wird, ist das des Naturmenschen, der sich . . . äußert, wie ihm ums Herz ist" (E. Elster a. a. O. S. 241). Endlich muß die wahre Belletristik auch mit den durch eine bestimmte Lebensanschauung motivierten Seelenstimmungen rechnen, und dabei kommt dann, besonders bei historischen Romanen, manche Entgleisung, manche Entstellung, oft sogar eine Karikatur heraus. Man denke an die bekannten Romane, welche Glaubens- und politische Kämpfe zum Milieu ihrer Ideenentwicklung machen; man erinnere sich nur der Namen wie Felix Dahn, Joseph Lauff, Nany Lambrecht, Klara Viebig und nicht zuletzt Fogazzaro. Alle diese drei Vorsetzungen sind u. W. zu wenig von der Kritik in Anrechnung gebracht, und dadurch wird selten eine klare Bahn für die gesamte literarische Beurteilung geschaffen. Das mensch-

liche Leben mit seinen Licht- und Schattenseiten, seinem Suchen, Hoffen, Kämpfen, Ringen, Verlangen, Entsagen, Fehlen und Leiden, mit seinem oft tragischen Ende ist überreich an Motiven, an Lebens- und Schaffensidealen, die in unabsehbaren Variationen eine nie versagende Skala reichster Anregungen enthalten. Wird ein Motiv herausgenommen, etwa näher umschrieben durch eine spezielle Richtung des individuellen konfessionellen Geisteslebens, so empfängt der wirklich künstlerisch schaffende Dichter unter dem wohltuenden Hauche seiner Muse die Kraft, ein Kunstwerk für Gegenwart und Zukunft von unerschütterlichem Werte zu schaffen. Darin liegt das Geheimnis des Schaffens eines Wilhelm Raabe, einer Enrica Handel-Mazzetti, eines allzu früh dahingegangenen Gangls. Natur und Uebernatur vermögen ruhig harmonisch zusammenzuwirken, nur soll aus naheliegenden Gründen der Kunst und der natürlichen Wirkung die Natur in ihrer schönsten Erscheinung und Wirkungsform prävalieren. Fürwahr:

„Wölbt sich des bunten Bogens Wechseldauer
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer.
Der spiegelt ab das menschliche Bestreben,
Ihm sinne nach und du begreifst genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben."

Es möge nur einmal versucht werden, das katholische Volk in der oben skizzierten Weise einem allmählichen Verständnis der Belletristik entgegenzuführen, um so die katholische Literatur auf weiter Linie zu Ehren, Geltung, Bedeutung und Leistungsfähigkeit zu führen. — Dann erfüllt sich, was wir in Punkt V fordern: *Endlich erfordert die lebenswahre und zeitentsprechende katholische Literatur eine wohlverdiente Beachtung im literarischen Arbeiten der Zeit, besonders bei den Glaubensgenossen.* Darauf kommt ja letzten Endes alles an: Es muß für die gute Literatur das Feld, die Bahn frei gemacht werden. Diesen Gedanken hat J. Froberger in einem sehr lesenswerten Schriftchen „Unsere literarischen Aufgaben", Bonn, 1916, überzeugend entwickelt und der Zeit ein ernstes Mahnwort zugerufen. „Gerade die Katholiken erscheinen uns mit Rücksicht auf die Ideenfülle und den Reichtum an literarischen Motiven ihrer großzügigen Weltanschauung berufen, von einem zentralen Gesichtspunkte aus im modernen Literaturleben eine Rolle zu spielen, wenn sie furchtlos ihre geistigen Forderungen in den Vordergrund stellen und von diesen aus das ganze Gewirr und Verschlinge beurteilen, das sich jetzt Literatur nennt" (a. a. O. S. 27). Man lese nach, was Mumbauer S. 77 ff. in seiner Schrift ausführt, um zu erfassen, daß die Katholiken nicht allein durch ihre Welt- und Lebensanschauung berufen sind, die rettende Hand anzulegen, sondern daß sie auch bei geschlossenem Zusammengehen durchaus in der Lage sind, der guten Belletristik und nicht zuletzt der eigenen Literatur zum Siege zu verhelfen. Nur männliches, geschlossenes, einmütiges Denken führt zum Sieg: „*Nur so wird das Problem: „Literatur und Kritik" gelöst!*

▪ ▪ ▪

Singet alle, die ihr in ihr eure Zuflucht habt!

Ps. 86 Fundamenta in montibus sanctis.

Von Seminarökonom Hennen, Trier.

Der Maimonat mit all seiner Pracht hält bald wiederum seinen Einzug ins Land. Die Christenheit hebt aufs neue an, in heiliger Osterfreude die Mutter des Auferstandenen zu preisen, und weiht der schönsten Erdentochter den schönsten Monat des Jahres. Alle Blumen und Sträucher, alle Bäume und Wälder in ihrem prächtigen Gewande, alle Vögel, Insekten und Tierchen in der Munterkeit ihres Daseins helfen die Freude des frommen Herzens heben, erhöhen die Begeisterung und den Eifer im Lobe der hehren Königin. Keine ist ihr ja gleich! Sie hat die Hoheit und Würde, die Güte und Milde, die Kraft und Macht; darum: „Singet alle, die ihr in ihr eure Zuflucht habt"!

Mit dieser Aufforderung schloß wohl ursprünglich der Ps. 86, Fundamenta in montibus sanctis, der so einzig in Sions Lob die Ehre der neutestamentlichen Sions-Königin preist. Leider hat der überlieferte Text viel an Inhaltswert und Schönheit verloren, und die Uebersetzungen mühen sich fast vergeblich, einen zusammenhängenden Gedankengang herauszulesen. Da die Strophik und der Rhythmus des Liedes nicht gänzlich verwischt sind, läßt sich der ursprüngliche Wortlaut noch mit ziemlicher Sicherheit ermitteln. Folgende Uebersetzung bietet ihn unter möglichster Berücksichtigung der hebräischen Wortfolge und Beachtung des Vers- und Strophenbaues.

Es liebt der Herr seine Gründung auf den Bergen seiner Heiligkeit!
Mehr als alle Zelte Jakobs sind die Tore Sions!
Herrliches wird von dir gerühmt, o Stadt des Herrn:
Dent' an Babel und Aegypten ich, dort bekannt!

Der Tyrer und Philister samt dem Kuser: Sieh', der ist dort geboren!
Nicht soll man von Sion sagen: der und der ist dort geboren!
„Er hat es gegründet, der Allerhöchste, der Herr", wird erzahlt!
Singet alle, die ihr in ihm eure Zuflucht habt!

Offenbar singt der Psalmist hier von der Herrlichkeit Sions im Vergleich zu andern Orten, die Gegenstand der Bewunderung seiner Zeit sind. Mit heiligem Stolz soll der Israelit singen und beten: Jahve liebt Sion, des Herrn heilige Gründung ist es! Alle Vorzüge des Landes, der Dörfer und Städte in Israel sind himmelweit übertroffen von der Größe Sions und in dem Segen, der auf den Bergen der Heiligkeit des Herrn ausgegossen ist. Herrliches wird von der Stadt Jahves gerühmt, erst recht mit Rücksicht auf die Götzenstädte der Heiden, auch im Vergleich mit dem stolzen Babel und dem vielgepriesenen Aegypten. Nichtig und eitel ist ihr Glanz, ohnmächtig sind ihre Götzen.

Der reiche Tyrer, der stolze Philister und weltbekannte Aethiopier mag sich seiner Herkunft rühmen, mit Stolz diesen oder jenen Ort seine Vaterstadt nennen, Städte mögen hinwiederum prahlen, weise und große Männer hervorgebracht zu haben, von Königen und Fürsten gegründet und bewohnt worden zu sein, auf solch' eitel Rühmen ist Sion nicht erpicht, sein Stolz und Ruhm ist Jahve; seine Gründung ist es. Im Herrn will es gerühmt sein, nicht sich schmücken mit Menschenruhm, auf ihn soll seiner Bewohner

und Diener Stolz sich gründen, und singen, jubeln soll jeder Israelit im Stolz des wahren Glaubens, in der festen Sionshoffnung, im Heil aus Sion für die ganze Welt.

Aehnliche Gefühle und Freuden erfassen den wahren Israeliten des Neuen Bundes bei der Betrachtung seines Heiligtums. Die Kirche wendet denn auch diesen Psalm auf ihr Sion an, auf das Gezelt, daß unser Herr und Heiland sich in unserm Gotteshaus zu unserm Stolz, zu unserer Freude und Zuflucht auf Erden gegründet hat, das noch herrlicher ist als das des Alten Bundes. „Wahrhaftig, hier ist Haus Gottes und Pforte des Himmels", dürfen wir mit dem Patriarchen Jakob ausrufen.

Die Kirche selbst mag hier als Sionsstiftung gerühmt erscheinen, die der Herr gegründet hat, die herrlich ist im Glauben, den sie lehrt, in der Hoffnung, mit der sie tröstet, in der Liebe, durch die sie vereint. Sie birgt Schätze, die den Reichtum der Welt als Rost, die Wollust des gottentfremdeten Lebens als tötendes Gift, die Ehre der Welt als Dunst erscheinen lassen im Vergleich zu dem, was sie selbst gibt. Der ungläubige Weltmensch mag sich seines Unglaubens rühmen, oder die Welt selbst sein verkehrtes Tun loben, der rechte Sionsgläubige läßt sich hierdurch nicht beirren; sein Ruhm ist der Herr, als sein Geschöpf betrachtet er sich und freut sich, daß der Herr sein Hort und seine Zuflucht ist.

Die Bedeutung dieses schönen Liedes wird noch weiter ausgewertet in seiner Anwendung auf die allerseligste Jungfrau, als der schönsten Sionsblüte. Sie ist jene Gründung des Herrn, die er im Paradiese gegründet, die er von Anbeginn geliebt und dementsprechend ausgezeichnet hat. Ihr Haus ist vor allen Zelten Jakobs, und ihr Kind vor allen Kindern Israels, sie selbst vor allen unseres Geschlechtes und vor denen, die als reine Geister, Gott zu dienen, berufen sind. Herrliches wird von ihr gerühmt, die da ist die Stadt Gottes, das Gezelt des Allerhöchsten. Herrlich erscheint sie erst recht im Vergleich mit den Kindern der Welt, die in Babels Weisheit und Aegyptens Wohlleben groß zu sein wähnen und schließlich, von ihren Lüsten zermürbt, dahin sterben. Während jene Verruf ernten oder der Vergessenheit anheimfallen, lebt sie, in den Himmel aufgenommen, ewig jung, und ein Geschlecht rühmt dem andern ihre Herrlichkeit.

Mancher ist reich, weil er „in Tyrus" geboren, weil er reiche Eltern oder glückliche Lebensumstände gehabt hat; er kommt sich groß und mächtig vor, andere schauen mit Bewunderung oder gar mit Furcht zu ihm empor, weil er aus Aethiopien oder sonst aus fremden Landen stammt und Weisheit hat; die zu ihm gehören, fühlen sich „bestrahlt von seines Ruhmes Glanz". Doch von ihr werden solch' vergängliche Dinge nicht gerühmt. Von ihr heißt es in Wahrheit: „der Herr hat sie gegründet", der Herr hat sie vor der Erbsünde bewahrt, der Heiland hat sie zur Mutter erwählt. „Einer" ist von ihr geboren, und dieser Eine ist der Gott und das Heil aller. Darum mögen alle sich des Heils in ihr erfreuen, alle jubeln und singen ob dieser Sionsgründung als der Ursache unserer Freude, als der Zuflucht der Sünder und Trösterin der Betrübten. Der Herr liebte sie, und dennoch stellte er ihr den armen Zimmermann zur Seite, ließ sie den beschwerlichen Gang nach Bethlehem machen, wies ihr den Stall als Nacht-

lager an. Der Huldigung der Weisen und ihren Geschenken ließ er die Verfolgung und Flucht vor Herodes folgen. Der allmächtige Sohn Gottes nannte sie seine Mutter; gleichwohl mußte durch der Hände Arbeit das Brot in ihrem Hause verdient werden, dennoch starb der heilige Joseph von ihrer Seite. Trotz aller Wunder ihres Sohnes tritt sie nicht hervor, bis der Heiland, mit dem Kreuze beladen, verurteilt, zur Richtstätte wankt und dort inmitten der Verbrecher stirbt. Als der Herr nun von den Toten aufersteht, verklärt unter den Seinigen weilt, gegen Himmel auffährt und den hl. Geist sendet, auch da ist sie noch zufrieden mit der stillen Freude des Herzens und tritt kaum hervor, bis daß sie im Tode die Krone empfängt. Fürwahr, ein Beispiel für uns in dieser freudenleeren Zeit! Am Throne Gottes ist sie nunmehr unser Stolz und unsere Zuflucht, in ihr als unserer Königin wollen wir uns rühmen und ihr zu Ehren unsern Maialtar schmücken.

* * *

Es dürfte nicht unangebracht erscheinen, den obiger Uebersetzung zugrunde liegenden hebräischen Text folgen zu lassen, da er einige bedeutendere Abweichungen vom überlieferten Text aufweist. Jene Wörter, welche keinen Hebungston haben, sind durch linea makkeph mit dem folgenden verbunden.

אהב יהוה יסידתו בהררי קדשי
מכל משכנות יעקב שערי ציון
נכבדות מדבר עליך העיר יהוה
אזכר־רהב ובבל לידעי

צר ופלשת עם־כוש חנה־זה ילד־שם
אם לציון יאמר איש־ואיש ילד־בה
והוא יכוננה עליון יהוה יספר
שירו כל מעיני־בה

Der Text ist rhythmisch wohlgeordnet und in zwei Strophen gegliedert. Sonderbarer Weise ist diese Strophenart schon längere Zeit vor der Entstehung der Septuaginta in Vergessenheit geraten. Unter Zuhilfenahme von Glossen und Varianten wurde der sie abschließende Trimeter erweitert und das Bild der Strophe verwischt. Nicht nur in der Schlußzeile, sondern auch im Gedankenaufbau ist sie von der vierzeiligen Pentameter-Strophe verschieden.

Der überlieferte Text ist in Vers 1 und 2 anders zu ordnen, da Inhalt und Rhythmus ihm in dieser Form die Ursprünglichkeit absprechen. In Vers 3 ist von der Stadt Jahves im Gegensatz zu den Götzenstädten die Rede, weshalb wohl העיר יהוה zu lesen ist. Der Rhythmus fordert außerdem hier עליך, in Vers 1 קדשו und Vers 4 אזכר. Im zweiten Teile dieses Verses weist der Rhythmus צר und wohl auch der Inhalt הנה einen anderen Platz an. Vers 5 lassen die verschiedenen Uebersetzungen das Richtige erraten: אם לעיון. Die dritte Zeile dieser Strophe muß mit והוא beginnen und mit יספר schließen, welches als Niph. zu lesen ist. Der weitere Wortlaut des Verses 6 ist im ersten Teile eine leicht zu erklärende Glosse, im zweiten eine Variante zur zweiten Zeile; desgleichen ist כחללים im letzten

Verse als Glosse zu tilgen und in וישרים das Verbum שירו zu lesen. Der Rhythmus teilt כל einen Hebungston zu und zwingt das folgende Wort als stat. constr. zweisilbig zu lesen, während der Inhalt am Schlusse בה fordert.

□ □ □

Die Festigung des Bandes zwischen Pfarrer und Parochianen.

Von Benefiziat G. Metl, Schloß Kleding, Oberbayern, Post Pleiskirchen.

Man beklagt von allen Seiten die Lockerung der Bande des Parochialverhältnisses, — die Ursachen dieser traurigen Erscheinung aufzusuchen und darzustellen, liegt nicht in meinem Plane. Die Lockerung dieser so schönen und fruchtbaren Bande ist aber Tatsache.

Unter den gar mannigfaltigen Formen, worin sie sich zeigt, nimmt die gewiß nicht den geringsten Platz ein, daß auch sonst gute Katholiken, besonders in Städten und deren benachbarten Ortschaften, das katholische Bewußtsein, daß sie als Seelsorgsangehörige zu ihrem eigenen Seelsorger und in ihre Pfarrkirche gehören, so sehr verloren haben, daß sie es ganz in der Ordnung finden, ihre religiösen Bedürfnisse nicht in ihrer Pfarrei zu befriedigen, sondern nach Belieben ohne Anstand heute da, morgen dort sogar die sonntäglichen Gottesdienste besuchen und nur, wo sie durch die Sachlage gezwungen sind, die offiziellen Dienste ihres Seelsorgers, z. B. bei Zeugnissen, bei Trauungen, Taufen und Todesfällen usw., beanspruchen. Nicht gerade deswegen, weil man die religiösen Bedürfnisse in der eigenen Pfarrkirche nicht befriedigen kann, nicht in besondern erlaubten Ausnahmefällen nur, sondern schon gewöhnlich und regelmäßig geht man hin, wohin eben Neigung, Vorwitz und andere Beweggründe treiben. So ist man Fremdling in Israel, d. h. in seiner eigenen Pfarrkirche, und man weiß und zeigt, daß man auch einen Seelsorger hat nur da, wo man dessen besondern pfarramtlichen Beistand meistens notwendig hat.

Die Folgen können keine guten sein. Der Seelsorger hat die Seinen, die er weiden, leiten und führen soll, wofür er Gott Rechenschaft geben muß, gerade da nicht, wo er sie vorzüglich um sich haben sollte, er kennt sie kaum, sie sind ihm und er ist ihnen fremd. Wie soll da Vertrauen, Liebe ꝛc. sein? Wie soll er da etwas wirken können? Fordert es daher schon 1. die Idee einer Pfarrei, so mehr noch 2. das Wesen des pfarrlichen sonn- und festtäglichen Gottesdienstes, daß die Parochianen — Ausnahmefälle, die aber nie Regel werden, abgerechnet — sich gerade an Sonn- und Festtagen nicht etwa bloß mit einer Früh- oder Spätmesse begnügen, sondern, wo es ihnen möglich ist, dem ganzen vormittägigen Gottesdienste, bestehend in Amt und Predigt, in ihrer Pfarrkirche beiwohnen.

Jede Pfarrei resp. deren Angehörigen haben ihre eigenen, von andern wieder mehr oder minder verschiedenen Bedürfnisse — Eigenheiten, Nöten — wie eine Familie. — Diesen muß und wird der gute Seelsorger schon in der Predigt Rechnung tragen; sie wird vorzüglich für seine Parochianen, für ihren Bildungsgrad, ihre Bedürfnisse berechnet sein: „Ich kenne meine

Schafe und meine Schafe kennen mich." Nach dieser Kenntnis wird sich die Weide richten, wohin der eigene Hirt, nicht ein anderer, dem die Schafe nicht eigen sind, dieselben führt. Die Sprache der Liebe und Sorgfalt des Hirten, des eifrigen, des guten, wird ihren Eindruck bei seinen Schafen nicht verfehlen. „Die Schafe hören meine Stimme." Zudem wird nur die Pfarrmesse, resp. der pfarrliche Gottesdienst mit Amt ꝛc. für die Parochianen nach strenger kirchlicher Vorschrift vom Pfarrer appliziert. Den Parochianen nur, sowohl den gegenwärtigen als abwesenden, allerdings kommen die fructus speciales des hochheiligen Opfers zugute. In der fremden Pfarrei sind sie Fremde — sie nehmen hier nur an den allgemeinen Früchten teil. Im Pfarrgottesdienste dagegen sind Hirt und Herde versammelt, Gott das gemeinschaftliche Opfer des Lobes, des Dankes, der Bitte darzubringen; der Hirte soll die Seinen, für die er betet, um sich haben, und Gottes Segen strömt aus dem heiligen Opfer besonders auf Hirt und Herde herab. Hier an Sonn- und Festtagen ist die ganze Familie gleichsam vor Gott zum Gebete versammelt; hier ist das Familienfest, hier ist gleichsam die Mahlzeit, hier Austeilung des Vermögens, hier Familienrat. Wären Gläubige, die gerade an diesen Tagen nicht in ihrem Hause, in ihrer Kirche um ihren Hirten erscheinen, nicht Kindern gleich, die zu ihren Eltern nur zum Essen kommen, d. i. in der Not, nur die Kleidung oder das Vermögen verlangen, außerdem aber bei fremden Leuten sich aufhalten, ihre Liebe, ihr Vertrauen Fremden, und seien sie noch so gut, schenken?

Aus diesen beiden Ursachen, nämlich wegen der Idee einer Pfarrei und wegen des Wesens des sonn- und festtäglichen pfarrlichen Gottesdienstes, hat die Kirche auch in früheren Zeiten schon verlangt, daß jeder Gläubige dem sonn- und festtäglichen Gottesdienste in seiner Pfarrei beiwohne, hier dieses Gebot erfülle. Die Pfarrer kontrollierten genau, ob ihre Angehörigen an diesen Tagen im Gottesdienste seien; nach besondern Anordnungen wurden solche, die ohne Entschuldigung von diesem Gottesdienste öfter wegblieben, sogar mit kirchlichen Strafen belegt. Vor dem Beginn des Gottesdienstes versicherten sie sich, daß kein Fremder — Reisende ausgenommen — ohne triftigen Grund in ihrer Kirche sei, und wiesen ihn, falls er ohne solchen Grund da war, aus ihrer Kirche fort und zu seinem pfarrlichen Gottesdienste. Nach Dr. Müller's Lexikon des K.-R., IV. Bd., S. 95, verlangt auch das Corp. Iur. 4, 5 can. 9, qu. 2, can. 2, X. de Paroch. den Besuch des pfarrlichen sonn- und festtäglichen Gottesdienstes, und can. 52, dist. 1 de consecrat.

Das Trienter Konzil sagt in der 22. Sitzung (decr. de observ. et evitand. in celebratione Missae): „Moneant (episcopi) etiam eundem populum, ut frequenter ad suas parochias, saltem diebus dominicis et maioribus festis accedant." Und ebenso in der 24. Sitzung cap. 4 de reform.: „Moneatque episcopus populum diligenter, teneri unumquemque parochiae suae interesse, ubi commode id fieri potest." . . .

Es ist richtig, daß nach Entscheidung der Congreg. Trid. Concil. über jene, welche aus Nachlässigkeit ꝛc. ihre Mutterkirche an Sonn- und Festtagen zur Beiwohnung des pfarrlichen Gottesdienstes nicht besuchen, nicht

die Exkommunikation verhängt oder mit Strafen zu diesem Besuche gezwungen werden können. [1]) Desungeachtet ist der Wille der Kirche in diesem Betreffe klar ersichtlich: das katholische Volk soll womöglich dem Gottesdienste an Sonn- und Festtagen in seiner Pfarrkirche beiwohnen. — Diesem Geiste des Parochialverbandes, diesem Wesen des sonntäglichen pfarrlichen Gottesdienstes, dieser alten Praxis und diesem Willen der Kirche im Trid. gegenüber können also alle möglichen Ausreden von größerer Andacht da oder dort, von bessern Predigten ꝛc. im allgemeinen nicht entschuldigen, und es gilt hier: Gehorsam ist besser als Opfer. Die Kirche will es, und der gute Katholik gehorcht. Wo also, und zwar gewiß zum Schaden der Gläubigen, hierin sich der Pfarrverband gelockert hat, muß wieder eingelenkt und befestigt werden. Die Pfarrer müssen im allgemeinen darauf hinarbeiten, daß ihre Parochianen dem ganzen sonn- und festtäglichen Gottesdienste und zwar dem Amte ꝛc., wo es möglich ist, in ihrer Pfarrkirche beiwohnen; sie müssen dem Volke den Geist und Willen der Kirche hierin kundtun.

Dabei versteht es sich aber auch von selbst, daß sie als eifrige Pfarrer, als Hirten, die von ihrer Seelsorge und von jeden Einzelnen Gott Rechenschaft ablegen müssen, auch die religiösen Bedürfnisse ihrer Parochianen überhaupt und besonders bei diesen Gottesdiensten mit all ihren Kräften zu befriedigen und alle wahren Ausreden zu beseitigen streben müssen. Ebenso versteht sich, daß der Pfarrer nicht bloß jeden Sonn- und Feiertag eine fleißig studierte, genau für seine Gemeinde berechnete Predigt hält, sondern auch bei dem Pfarramte wirklich pro Parochianis, die ja da sind, appliziert und nicht dies etwa selbst in der Frühmesse ꝛc. tut und seinen Gehilfen beim Pfarramte nach einer Privatintention applizieren läßt, was gegen Geist und Buchstabe der kirchlichen diesfallsigen Vorschriften verstößt.

Man sorge, daß die für den öffentlichen Gottesdienst bestimmte Zeit den Bedürfnissen der Pfarrkinder angepaßt ist, nicht etwa bloß der eigenen Bequemlichkeit. Den Gottesdienst selbst halte man, je nach der kirchlichen Zeit, mit möglichster Würde und Feierlichkeit ab. Man vermeide in der Predigt jegliches Schimpfen und seichte Moralisieren und gebe seinen Parochianen das Brot der reinen Lehre des Evangeliums; dann werden dieselben mit Freude und Erbauung dem Pfarrgottesdienst beiwohnen.

Dort, wo ein blühendes kirchliches Vereinsleben pulsiert, wird auch die Pfarrkirche, der Mittelpunkt des religiösen Lebens, fleißig besucht werden. — Und noch eins! Man mache die so oft empfohlenen pfarramtlichen Hausbesuche, damit der Pfarrer seine Leute und diese ihn kennen lernen. Dieser persönliche freundschaftliche Kontakt wird nicht verfehlen, die Parochianen in die eigene Pfarrkirche zu ihrem eigenen Pfarrer und Seelenhirten zu führen. Auch eine gut redigierte Kirchenzeitung mit genauer Angabe des sonn- und werktägigen Gottesdienstes ist ein sehr gutes Mittel, die Parochianen für ihre eigene Pfarrkirche zu interessieren.

[1]) Den Bedürfnissen unserer Zeit entgegenkommend, bestimmt Canon 1249 des neuen Codex Iuris, daß die Gläubigen in allen öffentlichen Kirchen ihrer Sonntagspflicht genügen können. — Die Redaktion.

Die poena sensus in der Hölle und der geschaffene Geist.

Von Prof. Dr. J. Chr. Gspann, St. Florian, Ober-Oesterreich.

Neben der vielumstrittenen Frage, ob in der Hölle ein wahres Feuer brennt, wurde seit Jahrhunderten unter den Theologen das Problem erörtert, wie denn ein Feuer oder überhaupt ein physisches Agens auf die Dämonen, die reine Geister sind, und auf die menschliche Seele, die bis zum Weltgerichte ohne Körper die poena sensus zu erdulden hat, einwirken können. Die berühmtesten Lösungen in dieser oft scharfen Kontroverse stammen vom hl. Augustin (De civitate Dei XXI, 10), dem heil. Gregor dem Großen (Dial. IV, 28), dem hl. Thomas von Aquin (Suppl. qu. 70 a. 3 und S. c. G. IV, 90; De veritate qu. 26 a. 1; De animâ a. 21), Suarez (De angelis VIII, 14 n. 41), Lessius (De divinis perfectionibus XIII, 30), Scheeben (Mysterien des Christentums, § 97) und Franz Schmid (Im Katholik 1901, II, 385—402 bespricht die Ansicht Schmids Konstantin Gutberlet).

Augustin, Gregor und Thomas verteidigen im Wesen die gleiche Ansicht, daß nämlich die poena sensus des geschaffenen Geistes im Angebundensein an das Feuer bestehe. Diese alligatio sei gegen seine Natur und darin sei die poena sensus zu suchen. Was für meine Lösung, die ich hiermit den Fachleuten vorlegen möchte, von großem Interesse ist, das ist der Satz bei St. Thomas„ Quae (interior tristitia) quidem maxima est, cum (anima) considerat, se infimis rebus subdi, quae nata fuit Deo per fruitionem uniri.“ Das ist die gleiche Antithese, die in anderer Form und Bedeutung auch bei Suarez und Scheeben erscheint. Todsünde und heiligmachende Gnade stehen sich diametral gegenüber. Wie die heiligmachende Gnade das Anrecht gibt zur beseligendsten Verbindung, der Verbindung mit Gott, so verschuldet die Todsünde die traurigste Verbindung, die Verbindung mit Feuer, diesem verheerenden, zerstörenden, gefräßigen und verzehrenden Element. Wie die Verbindung unserer Seele mit der heiligmachenden Gnade und im Jenseits mit Gott ganz und gar supra naturam des geschaffenen Geistes ist, so ist die Verbindung des Geistes mit Feuer ganz und gar infra naturam desselben. Gewiß eine tiefsinnige Lösung!

Damit ist die Grundlage gefunden, auf der Suarez und Scheeben ihre Theorien aufbauen, aber nur die Grundlage, denn die Theorien selber in ihrem Ausbau sind ganz verschieden. Ja, die Verschiedenheit ist eine sehr große, weil Suarez für das instrumentum divinae iustitiae vindicativae, welche den geschaffenen Geist unter seine Natur erniedrigt und auf diese Weise quält und peinigt, eine qualitas spiritualis annimmt, während Scheeben in seinen Mysterien einem elementum materiale das Wort redet. Suarez nennt diese Qualität eine dolorifera für die Seele und findet darin eine um so größere Verschärfung der Qual, als der Geist die Materie überrage (De angelis VIII, 14 n. 41 ss.). Die Antithese sieht Suarez im lumen gloriae, die auch eine geistige Qualität sei und deren die begnadete Seele im Jenseits bedarf, um Gott von Angesicht zu Angesicht schauen zu können und die sie weit über ihre Natur hinaushebt.

Ein allzugroßes Vertrauen scheint Suarez in seine Meinung nicht zu setzen; das beweisen seine zurückhaltenden Worte: „Non enim videtur improbabile, quod sicut datur qualitas, quae naturâ suâ reddat angelum vel animam pulcherrimam ultra eius naturam: ita etiam possit dari qualitas illi alteri ex naturâ suâ repugnans, eo quod foedam et deformem reddat talem substantiam“ (l. c.).

Mir kommt die Lösung von Scheeben als die geistreichste, tiefstschürfende, dem Geist des Christentums am meisten entsprechende, den antithetischen Charakter des geoffenbarten Glaubens am vollkommensten wahrende Lösung vor. Das soll nun bewiesen werden. Zu diesem Zweck müssen wir zuerst Scheeben hören: Im § 97 seiner Mysterien des Christentums, betitelt: „Die negative Verklärung oder das Mysterium des höllischen Feuers“ entwickelt er seine tiefsinnige Lösung. Die elf Seiten Text lassen sich auf folgende vier kurze Punkte zurückführen: 1. Die Todsünde hat in der übernatürlichen Ordnung den Charakter einer übernatürlichen Bosheit. 2. Deshalb entspricht die Strafe in umgekehrter Ordnung der übernatürlichen Seligkeit. 3. Wie nun diese Seligkeit zustande kommt durch das Glorienlicht, das höchst geistig ist: so wird die Strafe verhängt durch ein ganz und gar materielles Element. 4. Dieses Element wirkt nur als Werkzeug der göttlichen Gerechtigkeit.

I.

Das allgemeine Konzil von Florenz hat definiert: „Illorum animas, qui post baptisma susceptum nullam omnino peccati maculam incurrerunt, illas etiam, quae post contractam peccati maculam, vel in suis corporibus, vel eisdem exutae corporibus, prout superius dictum est, sunt purgatae, in coelum mox recipi et intueri clare ipsum Deum trinum et unum, sicuti est, pro meritorum diversitate alium alio perfectius“ (Denziger-Bannwart, Enchiridion[10] n. 693). Die Seligen im Himmel schauen demnach um so tiefer in das Wesen des einen und dreieinigen Gottes; je mehr sie auf Erden durch Verdienste, also durch gute Werke jeder Art, die heiligmachende Gnade bereichert haben. Nun lautet ein erkenntnistheoretisches Axiom der philosophia perennis: Omne, quod recipitur, recipitur non in modum recepti, sed in modum recipientis. Die Art des Erkennens richtet sich nach dem erkennenden Subjekt, nicht nach dem erkannten Objekt (S. Thom., S. c. G. II, 16, 60, 74, 79; S. theol. 1 qu. 76 a. 1 u. v. a. Stellen). Also wird die heiligmachende Gnade durch die Verdienste immer geistiger, vergeistigter, radicatur in intellectualitate. Nun tun wir den letzten Schritt: Wenn jedes noch so kleine gute Werk die heiligmachende Gnade in der Geistigkeit erhöht, dann besteht die Uebernatur, die sie in uns begründet, die Vergöttlichung unserer Seele, nach 2 Petr. 1, 4 in einer ganz besonderen Teilnahme unserer Seele an der Geistigkeit Gottes.

Wie verschieden die Auffassungen sind über das Wie unserer Vergöttlichung durch die heiligmachende Gnade — eben gemäß 2 Petr. 1, 4 —, es ist meine feste Ueberzeugung, daß die tiefste Auffassung dahin geht, daß unsere Seele an der Geistigkeit Gottes teilnimmt. Ich habe das anderswo

genau nachgewiesen.[1]) Weil die Vollkommenheiten Gottes wegen seiner unendlichen Einfachheit mit dem Wesen Gottes identisch sind, so bewahrheitet sich durch die besondere Teilnahme der begnadeten Seele an der Geistigkeit Gottes der berühmte Satz des hl. Thomas: „Das, was wesentlich in Gott ist, wird akzidentell in der Seele, die an der göttlichen Güte teilnimmt" (S. th. 2, 1, qu. 119 a. 2 ad 2).

Wie überall, zeigt sich auch nach dieser Erklärung von 2 Petr. 1, 4 schönste Harmonie zwischen Natur und Uebernatur. Wie der Mensch durch seine Geistigkeit, wie die Seele deswegen, weil sie ein Geist ist[2]), ein Ab- und Ebenbild des einen absoluten Geistes und des dreieinigen Gottes (durch Verstand und Willen, diesen beiden Ausgängen der geistigen Seele) ist, so ist er ein übernatürliches, wunderschönes Abbild des einen und dreieinigen Gottes durch übernatürliche Vergeistigung.

So wird die Seele supra naturam hinausgehoben durch Vergeistigung und im Jenseits durch das Glorienlicht, eine qualitas prorsus spiritualis. Die Sinnenstrafe für den geschaffenen Geist besteht dann im diametralen Gegensatz durch Erniedrigung infra naturam infolge eines Agens, das dem Geist diametral entgegengesetzt ist, das ist die Materie. Nach der philosophia perennis gibt es im gesamten Universum nur ein vierfaches Sein: das physische, logische, moralische und metaphysische Sein. Als poena sensus kann nur das physische Sein in Betracht kommen, also Geist oder Materie, diese beiden Gegenpole. Denn auch der Geist gehört dem ungeheuren Reich des ens physicum an. Nach dem Florentinum, der Harmonie zwischen Natur und Uebernatur und dem unversöhnlichen Verhältnis von Gnade und Todsünde bleibt kein anderer Schluß: Die poena sensus in der Hölle geschieht durch ein materielles Agens, das den geschaffenen Geist unter dessen Natur erniedrigt und so quält und peinigt.

II.

Der heilige Apostel Paulus nennt die Werke, die aus der Gnade kommen, Werke des Geistes. „Die Frucht des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Langmut, Sanftmut, Glaube, Bescheidenheit, Enthaltsamkeit, Keuschheit" (Gal. 5, 22). In diesem Satz ist das Tugendleben eines Christen gezeichnet, der aus dem Glauben lebt (Gal. 2, 16), aus einem lebendigen Glauben, der in der Liebe sich auswirkt (5, 6). Die Gnade ist das Lebensprinzip unserer Seele, wie diese das Lebensprinzip des Körpers ist. Sind die Früchte demnach Früchte des Geistes, so ist das ureigentliche Leben der Seele ein geistiges Leben und je mehr katholisch wir leben, desto (übernatürlich) geistiger sind und werden wir.

Werden wir auch hier die Antithese finden? Sehr leicht! Sagen wir ja von einem Menschen, der schlecht lebt, er sei ganz ins Irdische versunken, von Sinnlichkeit überwuchert, er liebe das Tierische, nähre sich von den Trebern der Schweine, sei ganz Materie. Der heil. Paulus nennt auch diese Werke und nennt sie Werke des Fleisches: „Offenkundig sind die Werke des Fleisches, als da sind: Unzucht, Unreinigkeit,

[1]) Vgl. mein Buch Mensch und Uebermensch (3Einsiedeln, 1914), 31 ff.
[2]) S. Thomae S. th. 1 qu. 93 a. 4 c.

Schamlosigkeit, Unkeuschheit, Götzendienst, Zauberei, Feindschaft, Streitigkeit, Eifersucht, Zorn, Erbitterungen, Spaltungen, Parteiungen, Neid, Mord, Trunkenheit, Schwelgerei und dergleichen; wovon ich euch verkündige, wie ich euch verkündigt habe: Die solches tun, werden das Reich Gottes nicht erlangen" (Gal. 5, 19 ff.).

In der gesamten Offenbarung ist nirgends die concupiscentia, im Vollsinn verstanden, mit solch' graphischer Deutlichkeit gezeichnet. In unserer Seele unterscheidet die Physiologie und Psychologie der philosophia perennis ein doppeltes Streben: das höhere und das niedere. Der appetitus superior ist das Leben des Geistes, das Streben der Vernunft: Verstand und Wille, mit einem Wort: Rationalitas. Das niedere Streben teilt sich in die pars concupiscibilis (Libido und gula) und in die pars irascibilis (Streit, Zank, Zorn . . . . .). Das ganze niedere Leben hat per autonomasiam den Namen: Concupiscentia. „Militia est vita hominis super terram" klagt Job in seinem Elend und klagen wir alle. Dieser Kampf ist der Kampf der Konkupiszenz gegen die Vernunft, der Sinnlichkeit gegen den Geist. In diesem Ringen gegen die niederen Triebe, in dem kampfreichen Lossagen von den Gelüsten der Sinnlichkeit sieht die göttliche Offenbarung den nächsten Weg zur Vergeistigung und damit zur Gottverähnlichung. Der lebensvolle Glaube schon hat die innere Kraft, das Sinnliche, Böse, Tierische, Fleischliche, Materielle in uns bedeutend zu schwächen. [1]) Kommt der gute Wille dazu, so werden von beiden Eltern die Früchte des Geistes erzeugt (Gal. 5, 17 und 23; Röm. 6, 12). Das Zurückdrängen des sinnlich fleischlichen Begehrens in uns, die Repression der bösen Lust nennt der Weltapostel ungemein treffend eine Kreuzigung des Fleisches, weil sie ein schmerzhafter geistiger Akt ist. [2])

Jedem wird bis ins kleinste nach seinen Werken „vergolten" werden: pro diversitate meritorum et demeritorum. Die Mißverdienste sind lauter Siege der Sinnlichkeit über den Geist durch Vernachlässigung der allzeit bereiten Gnade Gottes; mit jeder Sünde steigt der freie Mensch abwärts von den lichten Höhen der Vergeistigung in die dumpfe, schwüle, miasmenschwangere Niederung der Materie: also kann die ewige poena sensus keine andere sein, als ein ewiger Sieg der Sinnlichkeit, eines sinnlichen Agens über den Geist. Wahrhaftig eine gerechte Strafe für den Geist, der freiwillig für eine kurzdauernde Lust auf das ewige Glück verzichtet hat. St. Thomas bemerkt dazu: „Qui propter aliquod temporale bonum aversus est ab ultimo fine, qui in aeternum possidetur, praeposuit fruitionem temporalem illius boni temporalis aeternae fruitioni ultimi finis; unde patet, quod multo magis provoluisset in aeternum illo bono temporali frui" (S. c. G. 144, 4). Wer wollte sich dieser Logik verschließen?

III.

Die begnadete Seele könnte im Jenseits nicht Gott von „Angesicht zu Angesicht" schauen trotz der Vergeistigung, trotz der Teilnahme an der gött-

[1]) Röm. 8, 2 und 3 und den Kommentar des heiligen Thomas z. Stelle. Ausgabe seiner Werke von J. Nikolai (Paris, 1860), 18. Bd., S. 69.

[2]) Vgl. Pölzl Fr., Der Weltapostel Paulus (Regensburg, 1905), S. 321.

lichen Natur. Es bedarf eines eigenen Glorienlichtes, einer geistigen Qualität, um die Dunkelheiten des Glaubens zu zerstreuen. Je mehr gute Werke, desto reicher das Glorienlicht, desto tiefer das Schauen Gottes. „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt" (Joh. 14, 21). Also hängt die Fülle des Glorienlichtes von der Liebe zu Gott ab: „Intellectus plus participans de lumine gloriae perfectius Deum videbit. Plus autem participabit de lumine gloriae, qui plus habet de caritate, quia ubi maior est caritas, ibi est maius desiderium ... Unde qui plus habebit de caritate, perfectius Deum videbit" (S. th. 1 qu. 12 a. 6).

Hängt die dargelegte Wahrheit harmonisch zusammen mit unserer dargelegten These von der Vergeistigung der Seele durch die heiligmachende Gnade, so gibt sie uns zugleich neues Material für die Meinung von der materiellen poena sensus, die den geschaffenen Geist quält und peinigt. Warum? Ja, weil auch ordine inverso Gott durch ein eigenes elementum materiale den Geist straft. Das Materielle hat an sich keine Macht über den Geist, Gott muß der Materie diese Macht auf übernatürliche Weise eigens geben. „Ja, gerade deshalb, weil das Materielle an sich nichts über den Geist vermag, ist es zu dieser Wirksamkeit Gottes ganz vorzüglich geeignet und berufen. Denn die Erniedrigung und Vernichtung des Geistes, um die es sich hier handelt — eine Erniedrigung unter seine Natur —, wird eben dadurch am besten erreicht, daß der Geist, seiner natürlichen Freiheit und Impassibilität beraubt, durch die Macht Gottes an das Materielle gefesselt und seiner Aktion, seiner Ohmacht unterworfen wird" (Scheeben a. a. O. S. 665).

IV.

Mit unserer Erklärung weichen wir endlich einer Schwierigkeit aus, die wohl alle Theologen empfunden haben, die sich jemals mit dieser Frage beschäftigten. Wir haben die Erklärung jener Gottesgelehrten, die die Einwirkung des Feuers auf die geistige Substanz der Dämonen und Seelen als eigentlichen Brandschmerz nehmen, implicite dadurch abgewiesen, daß wir mit dieser Erklärung uns gar nicht beschäftigten. Diese Gottesgelehrten sind Heinrich von Gent, Toletus, Tanner, Lessius und Franz Schmid.[1]) St. Thomas, dieser ausgezeichnete Kenner der Seele und ihrer Fähigkeiten, spricht sich dagegen aus: „Substantiae incorporeae organa sensuum non habent neque potentiis sensitivis utuntur" (S. c. G. IV, 90). Die Theorie des Suarez kann man von unserem Standpunkt aus als theoria per defectum charakterisieren. Scheeben hält die goldene Mitte, seine Theorie ist aus den bislang gebrachten Gründen nicht nur die geistreichste, sondern auch die wahrscheinlichste und damit

[1]) Die Begründung der Ansicht gibt wohl Leonhard Lessius am besten; er schreibt: „Si ignis naturaliter per suum calorem potest affligere spiritum hominis mediante corpore, cur idem ignis ut instrumentum Dei non poterit affligere eundem spiritum sine ullo corpore medio? Corpus enim solum se habet ut medium, per quod immediate calor spiritui applicatur, ut eius praesentia vi sentiendi percipiatur. Deus autem non eget aliquo medio, sed facile omnem medii effectum et defectum supplere potest" (De divinis perfectionibus XIII, 30).

vom wissenschaftlichen Standpunkt die beste. Seine Theorie verstrickt sich auch nicht in jene Schwierigkeit, von der vorhin die Rede war. Diese Schwierigkeit besteht darin, daß Suarez für die Zeit vor und nach dem Weltgericht ein verschiedenes Element annehmen muß, eine rein geistige, schmerzerregende Qualität für die Dämonen und die Seelen vor der Auferstehung, eine qualitas corporea für die Körper nach dem Weltgerichte. Und wenn man das Wort ignis in der zurückhaltenden Bedeutung nimmt, die Schrift und Tradition zulassen, paßt auf das Materielle Scheebens für die Zeit nach dem Weltgerichte, was Thomas meint: „Quidquid dicatur de igne, qui animas separatas cruciat, de igne tamen, quo cruciabuntur corpora dammatorum post resurrectionem, oportet dicere, quod sit corporeus, quia corpori non potest convenienter aptari poena, nisi sit corporea" (Suppl. qu. 79 a. 5).

Diese Konvenienz bleibt nach der von uns verfochtenen Auffassung auch aufrecht für die anima vor der Auferstehung, zu verstehen: Konvenienz eines materiellen Agens.

□ □ □

Gotische oder deutsche Kasel?

Von Richard Maria Staud, stud. hist. artis, Bad Mondorf, Luxemburg.

Zu dieser Frage wurde im Oktoberheft des laufenden Jahrgangs dieser Zeitschrift Stellung genommen und die Beibehaltung der bisher üblichen Kaselform energisch befürwortet. Audiatur et altera pars. In so manchen kirchlichen Dingen sind wir in jüngster Zeit zur guten, alten Tradition zurückgekehrt; ich nenne nur die Kommunionpraxis, den liturgischen Choral, die Reform des Psalteriums. Und die liturgische Bewegung, die auch in Deutschland vor dem Kriege so erfreulich eingesetzt hatte und die persönliche Frömmigkeit wieder inniger an das Gebetsleben der Kirche anschließen wollte, was ist sie anders als eine Rückkehr zur Tradition? Daß solche Rückkehr zum guten Alten, besonders im Anfang, von manchen als Neuerung gescholten wird, ist nicht auffallend; es entspricht das durchaus dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge.

Unsere heutige Kasel ist nur mehr ein Rudiment, ein kümmerlicher Rest des herrlichen mittelalterlichen Meßgewandes. Die Verkürzung der ursprünglichen Glockenkasel setzte etwa gegen Ende des 13. Jahrhunderts ein und ging dann unaufhaltsam ihren Weg. Erst wurden die Seitenlängen gekürzt, dann auch Rücken- und Vorderlänge. Aber lange noch blieb die Kasel ein würdiges liturgisches Gewand von wenigstens genügenden Ausmaßen und Formen. Erst das 18. Jahrhundert bescherte uns das heute gebräuchliche skapulierförmige Gewandstück, das von einem Gewand eigentlich nicht viel mehr als den Namen hat. Dasselbe 18. Jahrhundert, das Kaseln aus Stroh und Leder schuf und das sich auch sonst im kirchlichen Leben in nicht immer erfreulicher Weise betätigte. Die Forschungen von Bock, Braun u. a. gestatten uns heute, diesen Entwicklungsgang der Form des Meßgewandes klar zu übersehen. Wie in der Reform des liturgischen Chorals wirkte auch hier die historische Erkenntnis befruchtend auf

die Praxis ein. An die Wiedereinführung der Glockenkasel war aus praktischen und finanziellen Gründen nicht wohl zu denken; man ging also zurück auf die Form, wie sie im 14. und 15. Jahrhundert gebräuchlich war und die man heute vielfach als gotische Form bezeichnet. Anfangs waren diese Kaseln nur geduldet; sie wurden jedoch bald ausdrücklich gestattet für einige kirchliche Gebiete. So durch die Approbation der Beschlüsse der Prager Provinzialsynode von 1860 für Prag und den Bereich des Prager Metropolitanverbandes, so noch in jüngster Zeit bei einer Visitatio Apostolica des Campo Santo in Rom.

Was die Einführung in andern Diözesen betrifft, so führe ich Pater Joseph Braun an: „Natürlich kann die Wiedereinführung der mittelalterlichen Kaselform in einer Kirche nur mit ausdrücklicher oder stillschweigender Zustimmung des Diözesanbischofs geschehen ..... Indessen kann heute in den deutschen Diözesen allenthalben mit gutem Fug die Zustimmung der Ordinariate vorausgesetzt werden, da hier ja gotische Meßgewänder überall unter den Augen der Bischöfe von den Paramentengeschäften gemacht, angeboten und verkauft und von den Geistlichen in Gebrauch genommen werden." [1])

Gegen die neue Gewandform (wenn man sie als neue bezeichnen will) werden manche Einwände gemacht, die nicht alle der Berechtigung entbehren. Richtig ist, daß sich unsere heutige Kasel leichter aufbewahren läßt. — Richtig, wenn auch cum grano salis, ist ebenfalls, daß sie billiger ist. Ich sage cum grano salis, denn wenn zu einer gotischen Kasel mehr Stoff gebraucht wird, so ist sie andererseits weniger auf schmückende Zutaten angewiesen, weil sie mehr als Gewandganzes wirkt. — Die gotischen Kaseln seien unbequem, ist ein oft gehörter Vorwurf. Abgesehen davon, daß in der katholischen Liturgie nicht die Bequemlichkeit formgebendes Prinzip sein soll, scheint mir jenes Bedenken doch ein Vorurteil. Schreiber dieses hatte öfter Gelegenheit, festzustellen, daß gotische Kaseln (ohne Zwischenfutter) leichter und bequemer sind, als der Durchschnitt der gebräuchlichen Meßgewänder. Wirklich unbequem sind Kaseln, die, brettsteif, mit dem Gewicht des Zwischenfutters und der Reliefstickereien die Schultern beschweren, mögen sie auch noch so sehr ausgeschnitten sein. — Neu und überraschend war, wenigstens für mich, die Behauptung, unsere heutige Kasel sei schöner. Es würde schwer halten, dafür auch nur einen Künstler oder Fachmann als Kronzeugen anzuführen. Die Begründung dieser gewagten ästhetischen Meinung würde vor dem fachmännischen Urteil kaum besser bestehen: Die „deutsche" Kasel leiste der künstlerischen Ausschmückung reichere und leichtere Gelegenheit. Das ist ja gerade das Elend, daß Stickereien, Borten und Einfassungen die Hauptsache geworden sind, daß man vor lauter Zutaten den Gewandcharakter der Kasel außer acht gelassen hat. Ein zweiter Vorzug sei, daß sie bei gewissen Bewegungen und Stellungen des Zelebranten jede Unschönheit dezent vermeide. Andere finden, daß eben eine gutgearbeitete, weichfließende gotische Kasel den liturgischen Bewegungen des Zelebranten erst ausdrucksvolle Weite und Fülle gibt.

An unserer heutigen Kasel, ich meine den Durchschnitt, ist so ziemlich

[1]) Handbuch der Paramentik, Freiburg, 1912, Seite 121.

alles reformbedürftig, Form, Größe, Farbe, Besatz und Fütterung. Aber die Reform wird ihren Weg gehen, und viele von denen, die ihr heute gram sind, werden allmählich zu besserer Einsicht kommen. Denn, und das wird auch ihnen klar werden, in der Möglichkeit des Zurückgreifens auf die gute Tradition liegt eine der Hauptquellen unserer katholischen Kraft.

□ □ □

Zur Frage der Gebildetenseelsorge.

Von E. P.

Unter obiger Ueberschrift brachte die Januarnummer des ‚P. b.' einen Artikel mit warmer Empfehlung der „Vereine katholischer Akademiker zur Pflege der katholischen Weltanschauung", welche sich kurz vor dem Kriege zu einem Verbande zusammengeschlossen haben. „Einer Absonderung der Gebildeten vom kirchlichen Gemeindeleben wird durch die Bestrebungen des Verbandes der Vereine katholischer Akademiker keineswegs Vorschub geleistet." Mit vollem Recht betont das der Verfasser. —

Trotzdem wird außer den Vereinigungen und Zirkeln behufs Stärkung der Einzelnen in ihren religiösen Ueberzeugungen durch religiös-wissenschaftliche Vorträge, durch Zusammenkünfte zur Besprechung und zum Studium einzelner Fragen der katholischen Weltanschauung eine Vereinigung zur religiösen Betätigung derselben auch den Gebildeten zu gönnen sein. Wir haben sie für Kaufleute, Studenten, Handwerker, Arbeiter und fast alle Stände in den Marianischen Kongregationen.

Ein praktisches Beispiel möge meinen Gedanken erläutern.

In einer Großstadt des Auslandes wurde anfangs der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein katholisches Kolleg (Gymnasium und Realschule) gegründet. Es bestand aus einem Internat für auswärtige und Externat für ortsanwesende Schüler. Langsam, aber stetig entwickelte es sich und mochte bei seinem silbernen Jubiläum gegen 200 Schüler zählen. Bei dieser Gelegenheit wurden die früheren Kongreganisten — es waren nämlich frühzeitig Marianische Kongregationen für die Schüler gegründet worden — zu einer gemeinschaftlichen Kongregations-Versammlung eingeladen. Da man nur die Ortsanwesenden im Auge hatte, erschienen nicht zu viele, etwa 30—40. Ihnen wurde der Plan unterbreitet, gemeinschaftlich das Kongregationsleben weiter zu führen. Man war einverstanden, einige ganz begeistert. Etwa 25—30 meldeten sich. Die Versammlungen fanden am ersten Sonntag des Monats morgens 8 Uhr in der Anstaltskapelle statt. Eine stille hl. Messe, eine Ansprache von etwa einer halben Stunde und die Verrichtung der kurzen Kongregationsgebete bildeten den Inhalt der äußerlich anspruchslosen Feier. Vorher war Gelegenheit gegeben zum Beichten, wovon viele, wenn nicht die meisten von denen, welche kamen, Gebrauch machten, um während der hl. Messe zu kommunizieren. Einige Mal im Jahre war gemeinschaftliche hl. Kommunion.

Der Besuch war anfangs recht spärlich, aber der Präses ließ sich dadurch nicht abhalten, seine Ansprachen gut vorzubereiten und zu halten.

Für die Fastenzeit waren während einer Woche Exerzitien (Abendvorträge) vorgesehen. Die Kongreganisten wurden veranlaßt, nicht bloß selbst vollständig zu erscheinen, sondern auch Freunde und Gesinnungsgenossen aus gebildeten Kreisen mitzubringen. Wie groß die Zahl der Teilnehmer in den ersten Jahren war, ist meinem Gedächtnisse entfallen; es mögen etwa 50—60 gewesen sein. Manche von ihnen, natürlich auch solche, welche nicht Schüler der Anstalt gewesen waren, schlossen sich der Kongregation an. So arbeitete man langsam, sehr langsam weiter: Monatlich die Versammlungen, jährlich die Exerzitien in der Fastenzeit, die gar manchen wieder dorthin brachten, wo er sich seit langer Zeit nicht mehr eingefunden hatte, wohin ihn aber das Beispiel der andern, das teilnahmsvolle Gebet lieber Angehörigen und nicht zuletzt auch eigene Herzenssehnsucht hinzogen.

Da die Zahl der Teilnehmer in den ersten Jahren gering war, so versammelte man sich nach der hl. Kommunion zu einem gemeinschaftlichen Frühstück. War das eine Freude für alle! Neue Bekanntschaften und Freundschaften wurden angeknüpft, und es war nicht gerade selten, daß Herren, welche sich beruflich bereits kannten, sich jetzt auch als gute und praktische Katholiken kennen lernten. Das gemeinschaftliche Frühstück wurde sehr populär und fand nach den gemeinschaftlichen Kommunionen regelmäßig statt, wurde auch wohl bei Gelegenheit besonderer Beratungen, welche nach den Versammlungen stattfanden, eingelegt.

Jahr für Jahr mehrten sich die Exerzitanten und Kongreganisten, namentlich seitdem der Bischof der Stadt am Schlusse der Exerzitien die hl. Messe las, die hl. Kommunion ausspendete und eine Ansprache hielt. Kurz vor dem Kriege, etwa 15 Jahre seit dem Bestehen der Kongregation, war die Kapelle für die Exerzitien längst zu klein geworden, und hatte die Zahl der Teilnehmer das Tausend überschritten. Waren es auch nicht lauter akademisch gebildete Männer und Jünglinge, erst recht nicht in unserm Sinne, so waren sie immerhin einflußreich und gehörten den besseren Ständen an. Auch die Kongregation, welche anfangs recht bescheiden blieb, überschritt das erste, und wenn ich mich nicht irre, auch das zweite Hundert. Während des Krieges war es unmöglich, nähere Nachrichten zu erhalten.

Damit war erreicht, was der Verfasser obengenannten Artikels als seinen Wunsch ausspricht: „Nicht bloße Vermehrung religiösen Geistes soll ja erstrebt werden, so sehr das auch bei sonst recht gelehrten Christen vielfach nottut, sondern vor allem ist auf eine regere Inanspruchnahme der Gnadenmittel der Kirche hinzuarbeiten."

□ □ □

Kriegsseelsorge.

Von Fritz Zinnecke, Berlin.

Meine akademische Abhandlung über dies Thema soll es sein; nur einige Beobachtungen, die ich als Soldat in Ost und West, in Front und Etappe gemacht habe und die vielleicht als ein Steinchen zu dem riesigen Mosaikbilde des Krieges verwendbar sind. Insofern nämlich dieses Gemälde, dessen Ausführung dem Historiker der Zukunft obliegt, nicht nur Hindenburgs Taten und Tirpitzens Worte, sondern auch die Seele des einfachen „Muskoten" veranschaulichen soll, muß der Feldseelsorge ein entsprechender Platz darauf eingeräumt werden.

Feldgeistlicher und Feldsoldat, wie verhalten sie sich zueinander? Der Militärpfarrer hatte im deutschen Heere seine bestimmte Stellung und feststehende Tätigkeit. Er besaß Offizierrang und mußte ihn besitzen schon wegen seines Auftretens nach oben und unten hin. Nicht nur aus dem Munde von Soldaten, auch von Geistlichen daheim habe ich die Ansicht vernommen, wie ideal es wäre, wenn der katholische Priester auch im Felde lediglich um Gotteslohn arbeite und als Kamerad unter Kameraden lebe. Statt vieler theoretischer Gründe dagegen genüge der Hinweis auf die vielen unliebsamen Vorkommnisse, die sich zu Anfang des Krieges zwischen militärischen Stellen und freiwillig mitziehenden Geistlichen abspielten, woraus der Seelsorge nur Schwierigkeiten erwuchsen.

Der Militärpfarrer besaß also aus guten Gründen eine gehobene und festumschriebene Stellung. Verschaffte diese ihm somit die nötige Freiheit und Achtung, so lag doch auch in der Zugehörigkeit zu einer so bevorrechteten Klasse, wie das Offizierkorps es war, unbestreitbar eine Gefahr. Die bessere Besoldung, Kleidung und Verpflegung, die ihm zustanden, die im Kasino vertretenen Anschauungen und der dort herrschende Ton konnten ihn leicht beeinflussen, sich mehr als Offizier, denn als Priester zu fühlen. Wer nun die frühere Stellung des preußischen bezw. deutschen Offiziers zur Mannschaft kennt, wird ihm ohne weiteres zugeben, daß deren Hervorkehrung den Bestrebungen und Zielen eines

Seelsorgers nicht gerade förderlich sein konnte. Bekanntlich hat der Katholik, ob er nun Zivil oder Uniform trägt, ein gutes Auge und ein feines Gefühl für seine geistlichen Hirten. Aus ihm heraus hatte sich der katholische Soldat wohl auch die Einteilung zurechtgelegt, derzufolge er, wenn auch nicht stets mit derselben Bezeichnung, bei seinen Feldgeistlichen „Offiziere" und „Priester" unterschied.

Ich habe solche Feldgeistliche kennen gelernt, die im Bewußtsein so eine Art preußischen Offiziers zu sein, sich in Kleidung und Manieren auch als solche gaben, sich gegen ihre Amtsbrüder im besetzten Gebiete schroff benahmen und sich mehr um ihre gesellschaftliche Pflichten, als um die seelsorgerlichen bekümmerten. Ihre Schäflein im Soldatenrock verärgerten sie durch die Betonung des Vorgesetztenverhältnisses und der äußeren Autorität ihnen gegenüber.

Diese „Offiziere" unter den katholischen Geistlichen bildeten Gott sei Dank im Vergleich zu den „Priestern" eine verschwindende Minderheit. Das Lob der letztern hier zu verkünden, hieße Eulen nach Athen tragen. Jeder Kamerad weiß ja zu erzählen einerseits von ihrer rastlosen Arbeitsamkeit und nie versiegenden Begeisterung auch unter den widrigsten Verhältnissen, von ihrem Opfermut und ihrer Todesverachtung auch in den gefährlichsten Lagen; andererseits von ihrem einfachen, schlichten Wesen, ihrem geradezu kameradschaftlichen Verhältnisse auch dem letzten „Lanzer" gegenüber. Sie säten Liebe und Vertrauen und ernteten Vertrauen und Liebe. Wahre Priester unserer Kirche!

Und doch entsprach der Erfolg nach Aussage der Militärgeistlichen vielfach so wenig der aufgewandten Mühe. Der Weinberg war eben groß, der Arbeiter aber waren wenige. Dieser Umstand, die besonderen Verhältnisse des Kriegslebens und die vielfache Gleichgültigkeit und Sprödigkeit des Objekts dieser Seelsorge waren die Gründe dafür. Scherlich hat man es häufig auch nicht recht verstanden, sich in Predigt und Verkehr den Feldgrauen anzupassen.

Der religiös gesinnte Soldat freute sich auf die Predigt und wünschte aus Gottes Wort Trost und Aufmunterung zu schöpfen. Wie hart war es nun, wenn statt des Brotes Steine gegeben wurden! Und Steine haben wir zumal in den ersten Kriegsjahren häufig genug erhalten. O über diese Kriegervereinsreden mit ihren patriotischen Schlagworten, mit ihrer nationalen Selbstverherrlichung, gekleidet in Worte und Stil des Buches der Richter oder der Kriegspsalmen Davids! Die stärkste Predigt, die ich von dieser Art hörte, hatte als Vorspruch: „Riga ist gefallen, Riga ist wieder unser!"

In den letzten Kriegsjahren vollzog sich dann ein gründlicher Umschwung, wozu meiner Meinung nach die päpstliche Friedensnote wesentlich beigetragen hat. Weist doch diese erhabene Kundgebung von der Talmiware des Nationalismus und der Machtanbetung wieder hin auf die hehren Güter, die der Schatzkammer des Christentums entstammen! Freiheit der Menschen und Völker und ewiger Friede.

Wo es möglich war, haben einige Feldgeistliche auch versucht, mit ihren Soldaten anderweitig in nähere Berührung zu kommen; Versuche, die stets warmes Entgegenkommen fanden. Bloß die Theologiestudierenden oder nur die Akademiker um sich zu sammeln, habe ich, weil gegen die hl. Gleichheit, nie für ersprießlich gehalten. Die einzig richtige Art scheint mir folgende gewesen zu sein: In einer Armeegruppe, in der ich eine Zeitlang gestanden, gab es für alle, die Bedürfnis nach Geselligkeit und Weiterbildung hatten, literarische „Zirkel". Man kam zwanglos zusammen zu Lesungen, Vorträgen und Diskussionen. Der Militärpfarrer gab den Ton an, ohne im geringsten den Schulmeister oder Moralprediger zu spielen. Durch diese mehr mittelbare Einwirkung auf Religiosität und Sittlichkeit des Soldaten ist nicht weniger Erfolg erzielt worden, als durch die unmittelbare der Predigt.

Zu dieser mittelbaren Einwirkung zählte nun auch die Lektüre. Ihre Auswahl, Besorgung und Verteilung gehörte somit zur Seelsorge im weiteren Sinne, weshalb denn auch die Verwaltung der Feldbibliotheken in Lazaretten und Soldatenheimen vielfach dem Geistlichen oblag. Selbstredend durfte nun dieser nicht einseitig Schriften religiösen und aszetischen Inhaltes betonen, son-

dern mußte durch gediegene Werke aus allen Gebieten auf Bildung des Geistes und Charakters hinzielen. Leider glaubte man da vielfach schon genug getan zu haben, wenn man Tische und Stapel mit einer Flut jener kleinen religiösen Flugblätter, Traktätchen und Hefte überschwemmte, die — niemand las. Nicht gelesen wurden ferner Schriften, die vom „frisch fröhlichen Krieg" oder vom „freien, luftigen Soldatenleben" fabelten; das gab's eben nur in den Köpfen der Heimkrieger. Das beste Geschenk, was der Feldseelsorger machen konnte, war das „Neue Testament", dessen häufige Lesung sicherlich vi le vor Schiffbruch an Glauben und Sitten bewahrt hat. Mancher Divisions- und Etappenpfarrer verfehlte nicht, stets für das Halten einer katholischen Zeitung einzutreten, Presseapostolat! Leider galt ja nur zu häufig: Catholica non leguntur. In den Feldbuchhandlungen des Ostens habe ich kein Zentrumsblatt angetroffen, und die Beliebtheit der „Kölnischen Volkszeitung" im Westen sank im gleichen Maße, wie ihr Annexionismus stieg.

Das wären so einige Beobachtungen und Gedanken über Kriegsseelsorge. Den Einfluß und die Wirkung, die sie auf Geist und Seele des Volksheeres gehabt, wird man im Leben der Nation auch dann noch verspüren, wenn alles, was die Vorsilbe „Kriegs-" trägt, für ewige Zeiten in Museen und Rumpelkammern verbannt sein wird. Darin liegt ihre Bedeutung auch noch für die Gegenwart.

□ □ □

Warnung für die Pfarrgeistlichkeit.

Unter dem Titel: „Eine neue Gefahr im deutschen Katholizismus" läßt Karl Jünger, Bonn, soeben im dortigen Verlag von Albert Falkenrodt eine Broschüre erscheinen über die „Katholisch-sozialistische Mittelstandsbewegung" des im Frühjahr 1918 im „Martental" bei Kaisersesch (Diözese Trier) verstorbenen Paters Joseph Tillmanns. In Friedenszeiten propagierte eine kleine Zeitschrift, die Herr Kaufmann Oehmen in Coblenz dort herausgab, die Idee der wenigen Geistlichen, welche mit dem Verstorbenen für eine freiwillige Sozialisierung aller irdischen Güter wie zu Apostelzeiten schwärmten. „Es ist eminent christlich", heißt es beispielsweise in dieser kleinen Zeitschrift: „Stände-Ordnung" betitelt, IV. Jahrgang, 243, 4; V. 206, VI. 150, 282, „jene möglichst weitgreifende Sozialisierung aller Erdengüter anzustreben". — Es ist in der Diözese Trier niemand unbekannt, daß die Geistlichkeit, an der Spitze ihr Oberhirte, dieser Bewegung sehr kühl gegenüberstand. Die Zeitschrift ist inzwischen eingegangen, wenn auch im Sinne „der Vereinigung der göttlichen Liebe" noch hier und da eine literarische Stimme sich gegen alle staatlichen Hilfsgesetze zur Wohlfahrt der Menschheit, wie z. B. der Versicherungszwang, Schul-, Impf-, Steuer- und Wehrzwang, Klebegesetze usw., verlauten ließ. Kein Katholik war bisher der Ansicht, die Jünger S. 12 uns unterschiebt, daß die Bewegung Tillmanns-Oehmen identisch sei „mit (Seite 12) der strengsten römisch-katholischen Weltanschauung". Herr Jünger hat aber offenbar das Bedürfnis, in einer Zeit, wo doch wahrlich alles Trennende unter den christlichen Konfessionen zurückgeschoben werden müßte, seiner Antipathie gegen die katholische Kirche Luft zu machen; die nicht unberechtigte Polemik gegen Tillmanns Mittelstandsbewegung ist nur der Auftakt zu einem Kesseltreiben wider die Kirche. Da wird denn manch' längst abgeritteues Kampfrößlein wider die katholische Kirche ins Feld geführt. Der Aberglaube (39), „die gesegneten Flammen der Scheiterhaufen" (40), der noch im Mittelalter „vom kanonischen Recht geschützte Sklavenhandel" gegen die Konvikts- und Seminar-Erziehung usw. Um dem Ganzen den Schein der Wissenschaftlichkeit zu geben, werden neben ausgesprochen katholikenfeindlichen Werken, z. B. von Graf Hoensbroech (S. 44, Note), Schnitzer (36), Jentsch (26), Hugo Koch (34), Thaddäus Engert (42) und anderen, auch katholische, zitiert. In welcher We se aber geschieht dies? Das zu illustrieren, genügt ein Beispiel: Seite 37 werden als Mahnworte der hl. Birgitta von

Schweden an den zu Avignon in Frankreich residierenden Papst zur Rückkehr nach Rom angeführt: „Der Papst ist ein Seelenmörder . . . er ist grausamer als Judas, ungerechter als Pilatus . . . Alle zehn Gebote hat er in ein einziges verwandelt: Geld her!“ Dazu wird als Quelle Hefele, Konziliengeschichte, VI. Bd., 615, beigezogen. In der I. Auflage von Hefele, VI. Band, S. 615 und in der II. Aufl., Bd. VI, S. 711/12, heißt es bloß: „Vergeblich drohte die hl. B. von Schweden, die eben in Rom wohnte, in angeblich göttlichem Auftrage dem Papste mit baldigem Tod in Frankreich!“ Es ist dies die einzige Stelle, in welcher Birgitta erwähnt wird. Also ist die ganze Stelle über das Papsttum, soweit sie der hl. Birgitta zugeschrieben wird, erdichtet. Man versteht diese Art der Geschichtschreibung, wenn man weiß, daß der Verfasser der Schmähschrift Sekretär bei Graf Hoensbroech, dem geschworenen Feinde des Papsttums, war. Der vom Verleger ausgegebene Waschzettel phantasiert von den „wahrhaft ungeheuren Gefahren“, die dem Staate und der Gesellschaft durch die grundstürzenden Ziele der Tillmanns-Oehmen'schen „katholisch-sozialistischen Mittelstandsbewegung“ drohen sollen. Wer lacht da nicht?

Mitteilungen

Entscheidungen des Heiligen Stuhles.

Manualstipendien.

In der Diözese N. ist die Diözesantaxe 1½ Fr. Nun geben manche Gläubige freilich 2 Fr., doch wollen die Priester ein solches Stipendium nicht mehr annehmen, da sie an Wochentagen 2½, an Sonntagen 5 Fr. erhalten. So kann nicht mehr zu den gewohnten Zeiten regelmäßig Gottesdienst gehalten werden. Deshalb bitten die Betreffenden um Erlaubnis, mehrere Stipendien zu einer Meßverpflichtung zusammenzulegen, so daß sie an Sonntagen 5—7, an Wochentagen 2½—3 Franken nehmen können. Der Bischof war dem Vorschlage geneigt und schlug vor, die Maßregel in der Sakristei zur Kenntnisnahme der Gläubigen anzuschlagen. Zur Sache bemerkt der Sekretär der hl. Konzils-Kongregation: Der besondere Unterschied zwischen der Vereinigung von Manualstipendien, die von verschiedenen Gläubigen dargebracht sind, und zwischen deren Reduktion gegenüber der Zusammenlegung und Reduktion fundierter Messen oder frommer Legate ist zu beachten. Fundierte Messen oder Legate für mehrere Messen legen die Verpflichtung auf, Messen auf eine bestimmte, vom Stifter oder Testator festgesetzte Meinung zu feiern, die Reduktion bezieht sich also nur auf die Zahl der Messen und bietet also keine große Schwierigkeit, da die Kirche im übrigen aus dem Schatze der Kirche ergänzt. Die geringere Zahl von Messen führt also keine Beeinträchtigung des Zieles der Stiftung herbei. Anders ist es bei einzelnen angenommenen Manualmessen. Diese sind für einen vom Geber ausdrücklich beabsichtigten Zweck aufzuopfern, nicht zugleich mit anderen Intentionen. Werden aber die Stipendien, die einzeln angenommen sind, vereinigt und auf eine geringere Zahl reduziert, so wird nicht jede Messe für die bestimmte Intention dargebracht, sondern alle (in geringerer Zahl) auf alle Intentionen. So, scheint es, wird der mit dem Geber eingegangene Vertrag nicht eingehalten, ja, es ist anzunehmen, daß, wenn man dem Geber das vorweg gesagt hätte, er kaum das Stipendium gegeben und sich lieber einen anderen Priester gesucht hätte, der für sein besonderes Anliegen und seine besondere Absicht die hl. Messe hätte lesen wollen.

Diese Bemerkungen zeigen zwar nicht, daß der Papst nicht auch einzeln angenommene Manualstipendien kumulieren und reduzieren kann, da der Schatz, der der Kirche anvertraut ist, unendlich und geeignet ist, allen Nöten zu entsprechen, aber wenigstens geht aus ihnen hervor, daß bei der Reduktion von Manualstipendien eine gewichtigere Ursache erfordert wird, als bei der von den Legaten und fundierten Messe. Eine solche Ursache liegt aber im gegebenen

Falle kaum vor, da der von den Bittstellern beabsichtigte Nutzen auf anderem Wege erreicht werden kann. Der angeführte Grund besteht nicht nur für die Bittsteller, sondern für alle Kirchen der Diözese, ja vieler Diözesen. Besser ist es, die Taxe zu erhöhen. Die Bestimmung derselben verbietet nach Kan. 831 § 1 nur, von den Gebern ein höheres Stipendium zu verlangen und doch ist ein höheres bereits üblich. Wenngleich nun das Stipendium durchaus nicht so hoch sein muß, daß es zum Unterhalt des Priesters zureicht, wie Benedikt XIV. nach Suarez bemerkt (De syn. dioec. V, Kap. 8, vergl. Kan. 506), so ist es nicht weniger wahr, daß das Stipendium dem zelebrierenden Priester zur teilweisen Bestreitung seines Unterhaltes gegeben wird. Dies ist die Meinung der Kirche, das Stipendium und dessen Annahme zu gestatten. Daraus folgt, daß das Stipendium diesen teilweisen Unterhalt, für den es gegeben wird, entsprechend und also für diesen zureichend sein muß. Deshalb muß auf Ort und Zeit Rücksicht genommen werden, insbesondere auf Teuerung oder Billigkeit (Pasqual, De sacrif. N. Legis qu. 925). Deshalb wird, wo das Leben teurer ist, ein höheres Stipendium erfordert, wo es minder teuer ist, ein kleineres (S. C. C. in una Nullius Lerinae, 7. Dez. 1675).

Nun ist es allgemeine Meinung der Lehrer, daß die Höhe des Almosens und die gerechte Taxe entweder durch die Diözesangewohnheit oder durch ein Synodalgesetz oder durch ein Dekret des Bischofs bestimmt wird (S. C. C. in causa Aprut., 15. Nov. 1698, bestätigt durch Kan. 831). In der Diözese N. ist eine andere Höhe durch Gewohnheit, eine andere durch Synodalgesetz festgesetzt. Angesichts der andauernden Teuerung ist zu sagen, daß die Gewohnheit und zwar eine vernünftige, die Diözesantaxe ersetzt hat, also bleibt einzig übrig, diese Ersetzung auch rechtlich zu bestätigen. Hierfür liegt die Notwendigkeit darin, daß der Bischof nicht bestimmt hat, daß die durch Gewohnheit bestimmte Taxe gezahlt wird, andererseits dem Priester nicht erlaubt ist, ein die Taxe überschreitendes Stipendium zu fordern, wenngleich er ein freiwillig angebotenes höheres Stipendium annehmen darf. Der Bischof also erlasse, wenn notwendig, in der Synode ein Edikt, das die Höhe des Stipendiums auf die durch Gewohnheit festgesetzte Summe erhöht. Infolgedessen entschied die Kongregation am 15. Juni 1918: Der Bitte ist nicht Folge zu geben und ad mentem, die mens ist, daß der Bischof die Synodaltaxe zu erhöhen suche. Betreffs der nicht zelebrierten oder kumulierten treffe er, soweit es sich nicht um Intentionen aus dringender Ursache handelt, Vorsorge nach Maßgabe des Kan. 841.

Der hl. Vater hieß diese Entscheidung am 16. Juni gut.

Weidenau. **Aug. Arndt.**

Bücherschau

Institutiones philosophicae. Auctore C. Willems, s. Theologiae et Philosophiae Doctore, philosophiae in S minario Trevirensi professore. Volumen II continens Cosmologiam, Psychologiam, Theologiam naturalem. Editio tertia; XVIII et 708 pag., Mk. 20,—, gebunden Mk. 25,—. Treviris 1919, ex officina ad S. Paulinum.

Der erste Band dieses philosophischen Lehrbuches ist in dritter Auflage bereits im Jahre 1915 erschienen. Infolge der Kriegswirren kann der vorliegende zweite Band erst jetzt in dritter Auflage herausgegeben werden. Derselbe enthält die wichtigen Traktate der speziellen Metaphysik: die Naturlehre, die Seelenlehre und die Lehre von Gott. Gegenüber der früheren Auflage ist die neue um 46 Seiten gewachsen. Diese Vermehrung betrifft namentlich die interessanten physiologischen Partien in der Kosmologie (S. 128 ff.), sowie in der Psychologie (S. 277 ff.), die früher in Anmerkungen kurz gefaßt erschienen, jetzt aber selbständige Abhandlungen mit Illustrationen geworden sind. Eben-

falls neu sind in der Psychologie die drei ersten Thesen über die spezifisch verschiedenen Lebensakte unserer Seele, sowie über Existenz und Natur des Bewußtseins, dieser Hauptquelle der wissenschaftlichen Psychologie. Auch wurde die einschlägige Literatur überall durch die neuesten Erscheinungen vervollständigt. Das Lehrbuch ist eingerichtet auf einen ein-, zwei- und dreijährigen Kursus, jenachdem man nur die mit Sternchen bezeichneten Thesen, die das Notwendigste enthalten, durchnimmt, oder alle Thesen mit Ausschluß der kleingedruckten Partien, oder das ganze Buch, wie es vorliegt, durcharbeitet. Wir dürfen hoffen, daß das Buch in der Hand eines tüchtigen Lehrers, aber auch zum Selbststudium geeignet sein dürfte, in die schwierigen Probleme der Philosophie einzuführen, die heute mehr als je die Geister erregen. Insbesondere kann der Theologe die Philosophie als die natürliche Grundlage der Dogmatik nicht entbehren.

Die Galileifrage, ihre Bedeutung für Glauben und Wissen. Von Prof. Dr. Willems. 33 S. 75 Pfg. Trier, Paulinus-Druckerei, 1919.

Diese Broschüre kommt einem Bedürfnis entgegen, welches namentlich gebildete Kreise empfinden, nämlich zu erfahren, wie der Konflikt Galileis mit der kirchlichen Behörde entstand und welche Bedeutung derselbe hat für die Stellungnahme zum Glauben und zur Wissenschaft. Dabei fallen interessante Streiflichter auf den Charakter Galileis, sowie auf den damaligen Stand der Naturwissenschaften, insbesondere der Physik und Astronomie. Die Broschüre dürfte für alle Gebildeten im besten Sinne des Wortes aufklärend wirken, namentlich aber den Religionslehrern an höheren Lehranstalten zu empfehlen sein.

L. G.

Luther in Vergangenheit und Gegenwart. Von Franz Pichler. Preis Mk. 3,—. Verlag von Pustet, Regensburg.

Die Schrift ist veranlaßt durch die umfangreiche Lutherliteratur, die uns das Reformationsjubiläum des Jahres 1917 beschert hat. Gegenüber manchem Erzeugnis dieser Literatur, in dem der Hauptheld der Reformation mehr im Lichte der Dichtung, als in dem der Wahrheit erscheint, ist der Verfasser bemüht, das Bild des geschichtlichen Reformators aus den Quellen zu den Lesern reden zu lassen. Besonders lesenswert sind die letzten Kapitel: „Luthers schwankende Geltung vor dem Jubiläum von 1917" und „Das Wiederaufleben Luthers", weil sie deutlich zeigen, wie sich Luther selbst in protestantischen Kreisen die wechselndste und widersprechendste Beurteilung gefallen lassen muß. Auf verhältnismäßig kleinem Raume bietet die Schrift ein anschauliches Bild von den Verhältnissen und Ereignissen, aus denen die Glaubensspaltung herausgewachsen ist und die ihren Urheber und sein Werk vor der Geschichte kennzeichnen. Als populäre Schrift über die Reformation wird sie gewiß in weiten Kreisen Dank und Anerkennung finden.

Aus den Klostermauern. Erwägungen für Ordensleute von Otto Cohausz S. J. Preis Mk. 4,—. J. Schnellsche Verlagsbuchhandlung in Warendorf.

Eine kostbare, wertvolle Gabe legt der Verfasser mit diesem Büchlein in die Hand der Ordensleute. Die Absicht, die ihn dabei leitet, gibt er in der Vorrede an mit den Worten: „Vom Licht und Schatten im Kloiterleben will dieses Büchlein erzählen: vom Licht, um zu erfreuen, vom Schatten, um zu trösten und zu helfen." Jeder Leser wird ihm gerne zugestehen, daß er diese doppelte Aufgabe glänzend gelöst hat. In schöner, edler Sprache bietet er in jedem Kapitel tiefe und packende Gedanken, die die Freuden und Leiden des Klosterlebens beleuchten, und die plastischen Beispiele aus der hl. Schrift, die den Ausgangspunkt jeder Betrachtung bilden und sie meist als leitender Gedanke durchziehen, übertragen das Abstrakte, Theoretische immer recht greifbar in das Anschauliche und Praktische. Das herrliche Buch verdient es, nicht bloß in den Händen der Ordensleute, sondern auch in denen der Priester zu sein, weil sie viele schöne und große Gedanken für ihr Leben und ihr Wirken darin finden werden.

Die Flamen. Herausgegeben vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. Volksvereinsverlag, M.-Gladbach.

Die Schrift enthält fünf Abhandlungen: Vom flämischen Volk — Die Französierung in Flandern — Die Organisation der flämischen Bewegung — Flämische Organisationen — Flämische Neugründungen. Wer jetzt diese interessante Schrift liest, wird es tun mit dem tiefen Bedauern, daß der unglückliche Ausgang des Krieges das nicht gehalten hat, was glücklichere Zeiten für unsere Stammesbrüder auf belgischem Boden hoffen ließen.

Trier. **Bickert.**

Neu eingegangene Bücher

Vom Verlag des Volksvereins, M.-Gladbach:

Vom Geist der deutschen Demokratie. Zweite, stark veränderte Auflage der Schrift: Demokratische Forderungen und deutsche Freiheit. Von Dr. August Pieper. (64). Postfrei Mk. 1,60. 1919.

Mammonismus und seine Ueberwindung. Eine sozial-ethische Studie von A. Heinen. Postfrei Mk. 1,70. 1919.

Von Mutterleid und Mutterfreud. Zur besinnlichen Lesung für jede, die eine gute Mutter werden will. Von A. Heinen. 8° (280). Mit vielen Bildern. Leicht gebunden postfrei Mk. 2,20. Geschenk-Ausgabe gebunden mit handkoloriertem Titelbild postfrei Mk. 4,20 (Verlag von Alfons Hug G. m. b. H., Günzburg).

Vom Verlag Herder, Freiburg i. B.

Im Heerbann des Priesterkönigs. Betrachtungen zur Weckung und Förderung des priesterlichen Geistes im Anschluß an das Evangelium des hl. Lukas. Von Karl Haggeney S. J. Sieben Teile. 12°. 1918.

Sechster Teil: Ehret Gott und seine Heiligen. (Die Festtage des Kirchenjahres, I.) Erste und zweite Auflage. (VIII u. 314 S.) Mk. 4,—; kart. Mk. 5,—. 1918.

Siebter (Schluß-) Teil: Ehret Gott und seine Heiligen. (Die Festtage des Kirchenjahres, II) Erste und zweite Auflage. (VIII u. 418 S.) Mk. 5,20, kart. Mk. 6,20. 1918.

Eucharistische Funken. Blütenlese frommer Gedanken und Gespräche zu Füßen Jesu im Allerheiligsten Altarssakrament. Aus dem Italienischen übersetzt von Ottilie Böhler. 16° (VIII und 140 S.). Geb. Mk. 2,60. 1918.

Die „Uebung" der Mutter Klara Fey, Stifterin der Genossenschaft vom armen Kinde Jesus. Eine Anleitung zum Leben in dem Gott unserer Altäre. Dritte und vierte, verbesserte Auflage. 12° (VIII u. 98 S.). Kart. Mk. 1,60. 1916.

Des Priesters Heiligung. Erwägungen für Seelsorger. Von Dr. Jakob Schmitt, weiland Prälat und Domkapitular zu Freiburg i. Br. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Burger, Stadtpfarrer an St. Urban in Freiburg i. Br. Mit einem Bilde des Verfassers. 8° (XII u. 348 S.). Mk. 6,50; kart. Mk. 7,50. 1918.

Menschensorge für Gottes Reich. Gedanken über die Heidenmission. Von Norbert Weber O. S. B., Erzabt von St. Ottilien. Zweite und dritte Auflage. Buchschmuck von G. Kölnsperger. 8° (VIII u. 310 S.). Mk. 4,40; kart. 5,60. 1918.

Die christliche Demut. Ein Büchlein für alle Gebildeten. Von Viktor Cathrein S. J. (Bücher für Seelenkultur.) 8° (VIII u. 188 S.). Mk. 3,40; kart. Mk. 4,40. 1919.

Kinderseelsorge. Winke zur Vorbereitung und Abhaltung der Exerzitien für die heranwachsende Jugend. Von August Haggeney S. J. 8° (VIII u. 84 S.) Steif broschiert Mk. 1,80. 1919.

Vom Verlag Karl Mayer, Wien:

Textfolge der Johanneischen Abschiedsreden. Gegen Prof. Dr. Friedrich Spitta. Von Dr. Gottfried Stettinger. XV u. 185 S. 6 Kr. 1918.

Des Nicolaus a Mirabilibus O. Pr. Abhandlung über die Prädestination. Nach dem Cod. 1566 der Wiener Hofbibliothek herausgegeben und mit einer Einleitung sowie mit einem Anhang versehen von Dr. Karl Joh. Jellouschek O. S. B., Privatdozent der Theologie an der Universität Wien. VIII u. 58 S. 5 Kr. 1918.

Vom Verlag vorm. Manz, Regensburg:

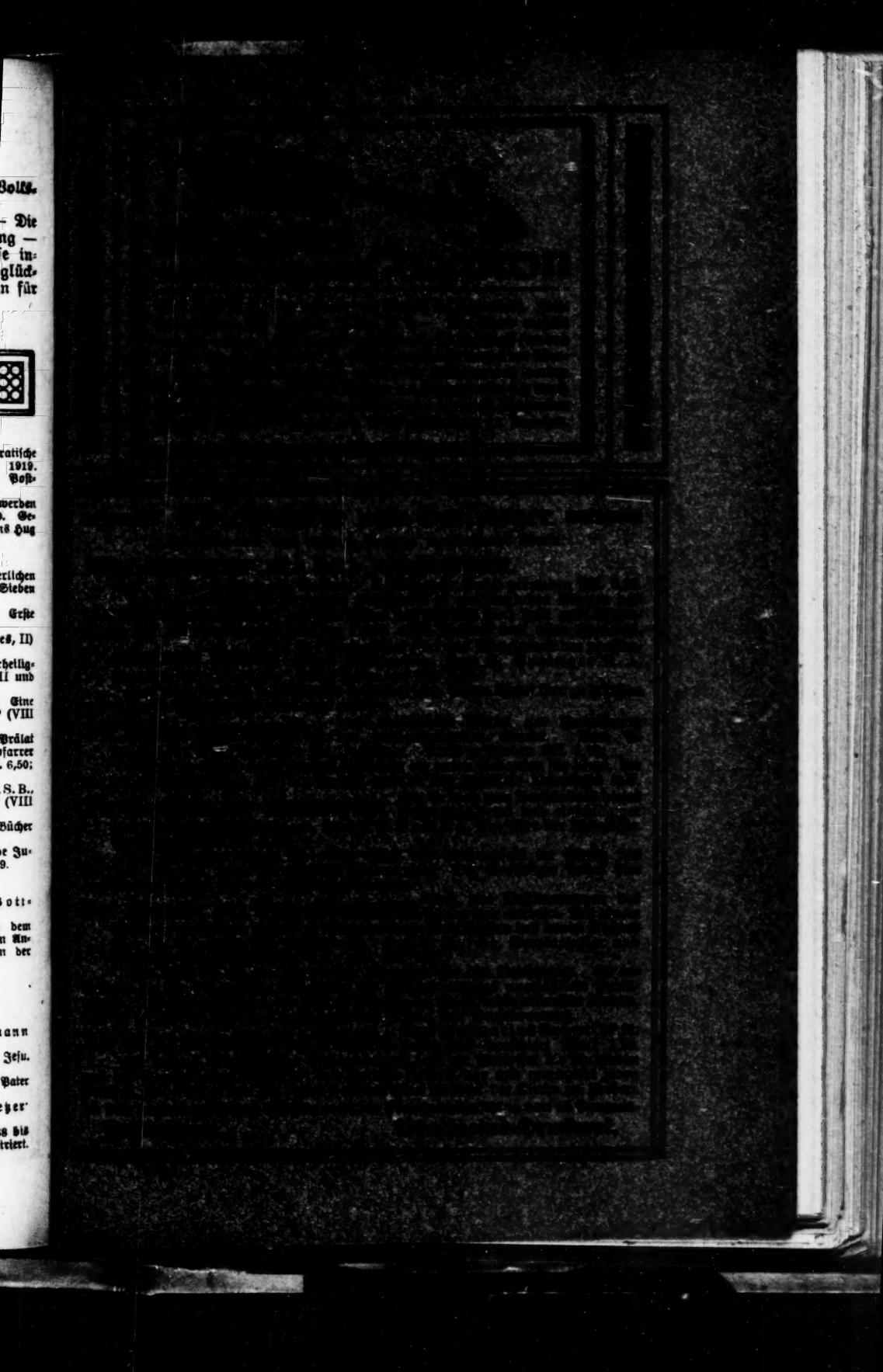
Zeitpredigt, herausgegeben von der Schriftleitung, Prediger und Katechet. 71 S. 1919.

Lichtgedanken in dunkelster Stunde. Von Bernhard Duhr S. J. 34 S. 1918.

Alphabetisches Handbuch der Projektion. Von Theodor Benziger und Dr. E. Schürmann 44 S. Mk. 1,50. Stuttgart, Benziger, 1919.

Die christliche Familie. Sechs Predigten zur Einführung der Familienweihe ans Hlst. Herz Jesu. Von P. Hättenschwiller S. J. 58 S. Mk. 1,—. Innsbruck, Rauch, 1919.

Die Gnadenbilder der allerseligsten Jungfrau Maria in Wien. Eine Maiandacht von Pater P. Johannes Polifka C. Ss. R. VI u. 278 S. Graz-Wien, Styria, 1918.

Der hl. Petrus nach den Angaben des Neuen Testamentes dargestellt von Prof Dr. F. Steinmetzer 89 S. 50 Pfg. (Bibl. Zeitfragen, 1917, H. 8.) Münster, Aschendorff.

Die Gesellschaft der Missionen von Afrika „Weiße Väter" in ihrem 50jährigen Bestehen (1868 bis 1918), dargestellt von P. Dr. Theodor Frey, Provinzial der deutschen Provinz. 170 S., illustriert. Trier, Verlag des Missionshauses der Weißen Väter.